

Altgermanische Monumentalkunst

Willy Pastor

2.35



Werdandi-
Bücherei
Band 4





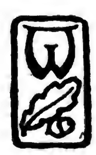
Werdandi-Bund e. V.

Ehrenbeirat:

Wilhelm Busch †, Ernst v. Wildenbruch †, Konrad Burdach, Maria Baronin v. Ebner-Eschenbach, Adolf Harnack, Karl Lamprecht, Adolf Oberländer, Wilhelm Raabe, Leopold v. Schroeder, Hans Thoma, Fritz v. Uhde, Siegfried Wagner.

Schriftausschuß:

Vorsitzender: Prof. Dr. Friedrich Seeßelberg, Berlin; Mitglieder: Herbert Ritter u. Edler Herr v. Berger, Charlottenburg; Dr. Otto Braun, Hamburg; Dr. Michael Georg Conrad, München; Prof. Dr. Artur Drews, Karlsruhe; a. o. Prof. Dr. Oskar Fleischer, Berlin; Eberhard König, Berlin-Waidmannslust; Privatdozent Dr. Artur Kutscher, München; Prof. Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg, Berlin-Südende; Fritz Karl Mundt, Wien (Mödling); Hans Schliepmann, Berlin; Privatdozent Dr. Friedrich Solger, Berlin; Franz Staßen, Berlin.



Über Mitgliedschaft Ausführliches am Ende dieses Buches.

Der Buchschmuck wurde
von P. Horst-Schulze
und die Einbandzeichnung
von Freidank Schulz
entworfen.
Der Druck erfolgte in Alter
Schwabacher durch die
Buchdruckerei
Radelli & Hille, Leipzig.

Altgermanische Monumentalkunst

von

Willy Pastor

Mit 26 Tafeln von Emma Pastor



Leipzig 1910 • Fritz Eckardt Verlag





Dem Ehepaar

Dr. Theodor Genthe

in alter Freundschaft

Willy Pastor



Vorwort

Der Gegenstand des vorliegenden Buches scheint auf den ersten Blick nur für einen engeren Kreis von Fachleuten Bedeutung zu haben. Die Beschäftigung mit unserer Ur- und Vorgeschichte (Prähistorie nennt man es gern mit einem häßlichen Fremdwort) hat noch bei weitem nicht den Grad von Volkstümlichkeit erlangt, der ihr zukommt. Ja man schämt sich beinahe der eigenen Vergangenheit. Und wenn das, was uns in unserer Jugend von dieser Vergangenheit gesagt wurde, wirklich die Wahrheit wäre, dann hätten wir in der Tat einigen Grund, über unsere Vorgeschichte den Mantel des Schweigens zu decken. Diese rohen, unwissenden, zerstörungssüchtigen Barbaren, von denen man uns immer wieder erzählt hat, seit die mittelalterliche Kirche unseren Schulunterricht organisieren durfte, sind keine Ahnen, auf die man stolz sein könnte. Es kann sich wohl auch nur aus solcher Geschichtsauffassung erklären, daß man die Kulturüberreste der Germanen in die „ethnologischen" Samm-

lungen eingliederte, wo sie sich zwischen Papuas und Tasmaniern ihren Platz suchen mochten.

Aber auch hier ist endlich nun die Wahrheit im Anmarsch. Man beginnt einzusehen, welchem ungeheuren Geschichtsirrtum jene Lehre entsproß, die mit dem Satz „ex oriente lux“ alle Welt blendete. Sprachforscher und Männer des Spatens, Mythologen und Volkskundige haben sich nun mit der großen Frage befaßt, und durch immer stärkere Beweismomente die frühere Anschauung erschüttert, daß unsere Rasse und deren Kultur aus dem fernen Osten nach Europa eingewandert seien. Je exakter die Forschung hier arbeiten lernt, um so klarer tritt es zutage, daß die Urheimat nicht nur der Germanen, sondern auch ihrer Kultur, in Europa, und zwar im europäischen Norden zu suchen ist.

Unter denen, die dieser so vieles revolutionierenden „germanozentrischen“ Geschichtsauffassung ihre Lebensarbeit widmen, steht der Verfasser dieses Buches mit in erster Reihe. Schon seine Arbeit „Der Zug vom Norden“, bot vermöge der Tüchtigkeit ihrer Gedankenverbindungen dieser Geschichtsauffassung wesentlich neue Stützen. Zwar liegen in manchen Kreisen der Altertumsforscher die Dinge wohl noch so, daß da ein wissenschaftliches Buch nur dann Aussicht hat, in absehbarer Zeit durchzuschlagen, wenn es nicht mehr als höchstens einen neuen Gedanken enthält, vorausgesetzt daß auch eben dieser Gedanke nicht allzu neu ist. Wir möchten aber im Werdandischrifttum von solcher

Genügsamkeit absehen und solchen Forschern den Vorzug geben, die mit kritischer Zucht und umfassender Quellenkunde denjenigen **allgemeinen** Blick für die entscheidenden Dinge verbinden, ohne den etwas Reifes und Verläßliches nimmer zu erwarten ist.

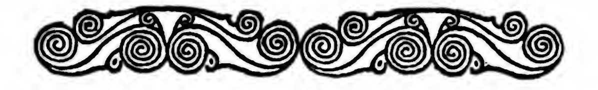
Daß da vieles von dem Angeregten wissenschaftlich noch in der Schwebe bleibt, versteht sich von selbst. Die mühsame Arbeit, die bis zur völligen Klarlegung der Wanderungswege und des ehemaligen (weit über den Rahmen des „Indogermanischen" hinausgehenden) Wirksamkeitsumfanges der Germanen zu leisten sein wird, mag noch Generationen andauern. Aber schon auf dem Wege bis zu solchen abschließenden Erkenntnissen hin dürften manche wertvollen, schönen und für die Gegenwart anregenden Ergebnisse liegen, deren eines wir hier als „Altgermanische Monumentalkunst" unseren Lesern unterbreiten.

Berlin

Für den Werdandibund:
Friedrich Seeßelberg

Erstes Kapitel

Die Megalithen



I. Irrblöcke der Rassenwanderung

In einer Folge von Zeichnungen schildert der junge Menzel, wie vor etwa achtzig Jahren aus dem „Markgrafenstein" die große Schale herausgemeißelt wurde, die nun vor dem Berliner Museum steht. Die ersten Blätter zeigen den Riesenstein noch am Fundort in der Nähe von Fürstenwalde, und es ist recht auffällig, wie der Granit in seiner wilden Art kontrastiert mit dem stillen Landschaftsbild der Mark. Das Volk deutete den Gegensatz auf seine Weise und sprach vom Teufel, der irgendwann einmal den Felsen hergeschleudert habe. Gelehrte kamen, und prüften die Gesteinsart. Man mußte hoch im Norden suchen, ehe man gewachsenes Urgestein der gleichen Material-

rat antraf. Und wie war der Felsen nach Mark Brandenburg gekommen? Das Rätsel fand seine Lösung in der genaueren Kenntnis der Eiszeit. Man erfuhr von gigantischen Gletschern, die einst, vom skandinavischen Gebirge auslaufend, Ost- und Nordsee überquerten. Zahllose Blöcke ähnlicher Art hatten sie vor sich hergeschoben, hatten sie verfrachtet über weltweite Strecken, die heute Meer sind, und die damals eine Wüste waren von Schnee und Eis. Auf dem Festland lagerten sie die Lasten ab. In ihnen hat die Eiszeit einen Teil ihrer Geschichte aufgeschrieben; eine Geschichte, die wohl groß und stark wirken mag, wenn man es lernte, auch Steine zu lesen, die nicht gerade eine Inschrift tragen.

Solchen Irrblöcken vergleichbar sind die rohen Steingefüge, die in der Sprache der Wissenschaft Megalithen heißen, Großsteine. Zyklopisch ungeschlachte Werke, in denen jene Irrblöcke, entweder gar nicht, oder nur ganz oberflächlich bearbeitet, sich zusammenfügen zu Gebilden von Menschenhand. Auch sie geben in lapidarer Weise Nachricht

von einer planetaren Bewegung. Wie der Wasserkreislauf in einer seiner wichtigsten Phasen die erratischen Blöcke ablagerte, so lagerte der Völkerkreislauf die Megalithen ab. Er tat es, als er die für unsere Kulturgeschichte bedeutungsvollsten Strömungen entsandte. In großen Zügen schildern diese Werke, wie die im Norden geklärte und gestählte germanische Rasse ihre ersten Fahrten in die Welt gewagt hat. An der Küste entlang führte der Weg. Die großen östlichen Völkerstraßen quer über Land waren noch nicht erschlossen. In Europa können wir schon heute die Wege genauer bestimmen, die ausliefen vom skandinavisch-norddeutschen Gebiet, auf dem die germanische Kultur in der jüngeren Steinzeit zu einer ersten reichen Blüte gedieh. Der nordeuropäischen Küste folgend, gewann man zunächst das britische Gebiet. Die Westküste Frankreichs und der Pyrenäenhalbinsel brachte den Hauptstrom an das Mittelmeer, dessen Inseln und Küsten genommen und von immer neuen Schwärmen besetzt wurden. Kleinasien folgte, und schließlich war die

südasiatische Küste selbst erschlossen von diesen nie ganz versiechenden Zügen vom Norden.

Noch kühnere Fahrten hat der Wagemut neusteinzeitlicher Wikinger unternommen. Bisher unlösbare Rätsel der Völkerkunde finden endlich ihre Erklärung, seit auch die Ethnologen eingesehen haben, welche Kraft den Zügen vom Norden innewohnte, wie weit und tief deren letzte Verästelungen hineintauchten in das Chaos fremder Rassen. Es ist keine Übertreibung, wenn man von einem germanischen Weltreich der Urzeit spricht, einem Weltreich, dessen ungefähre Grenzen eine genaue Einzeichnung der Megalithen in die Landkarte andeuten könnte.

Aber nicht von diesem gewonnenen und verlorenen Weltreich, das jetzt erst langsam wiederersteht, soll die Rede sein. Wir wollen uns beschränken auf Europa, das Stammgebiet, das der germanischen Rasse nie ganz bestritten wurde. Unsere Aufgabe soll es sein, die ältesten Werke jener Monumentalkunst zusammenzustellen, in denen germanische Art sich einen Ausdruck ihres Wesens schuf. Saxa lo-

quuntur: auch Steine können reden. Die Irrblöcke der Eiszeit deuten es an, und eindringlicher noch verkündet es die Sprache der Megalithen.

2. Die Dolmen

it einer der bekanntesten Megalithenformen, einem Dolmen, wollen wir in unserer ersten Tafel beginnen.

Der hohe Stimmungswert solcher Werke wurde oft in Wort und Bild gepriesen. An freien Punkten der Küste, die eine weite Aussicht boten, standen die ältesten Dolmen. Es ist, als ob die schönsten dieser Werke, auch wo wir ihnen tiefer ins Land hinein begegnen, etwas von ihrer ältesten Umgebung bewahrt hätten. Wenn wir an einem stillen Havelsee den Schrei einer verirrten Möwe hören, dann taucht wohl jäh die Erinnerung auf an brandende Wogen. So ruft ein guter Dolmen auch tief im Land noch Erinnerungen wach an steile Klippen und Felsenküsten.

Was nun hat man mit der Errichtung solcher Dolmen gewollt?

Über die Frage ist ein heftiger Streit geführt worden, und unversöhnlich schienen die Meinungen gegeneinander gestellt. Das keltische Wort Dolmen lautet in genauer Übersetzung Steintisch (Dol = Tisch, Men = Stein), und als Steintische oder Steinaltäre wurden die Dolmen früher allgemein gedeutet. Wissenschaft und Volksglaube waren sich darin einig. Im 19. Jahrhundert erst wurde man mißtrauisch gegen diese Ansicht. Bei einer Reihe von Dolmen waren Skelette mit Grabbeigaben gefunden worden, es konnte sich bei ihnen auch nach der Bauart nur um Gräber handeln. Wenn aber hier die Graberklärung nicht anzuzweifeln war, dann schien es unsinnig, die alten Überlieferungen, die von Steinaltären sprachen, weiter ernst zu nehmen. Das Mißtrauen ging soweit, daß man in wissenschaftlichen Werken schließlich kaum mehr Dolmen abzubilden wagte, die nicht unzweideutige Gräber waren.

Es fragt sich: war dieses Mißtrauen wirklich so

berechtigt, wie z. B. Sophus Müller in seiner „nordischen Altertumskunde" annimmt?

Nun, es ist wie so oft in wissenschaftlichen Fragen: beide Parteien haben recht, unrecht ist es nur, eine der beiden Deutungen ausdehnen zu wollen auf alle Fälle. Wir müssen unterscheiden zwischen Altardolmen und Grabdolmen. Beide Arten kommen nebeneinander vor, und die Aufgabe der Altertumskunde kann es nur sein, ihr räumliches Nebeneinander aufzulösen in ein zeitliches Nacheinander. Die Lösung dieser Aufgabe (ich habe sie gegeben in meinem Buch „aus germanischer Vorzeit") führt uns zu dem Ergebnis, daß die ältesten Dolmen Altarwerke waren, und zwar die Altäre eines freien Sonnen- und Höhenkultus. Im Süden erst, und in einem späteren Abschnitt der jüngeren Steinzeit, wurden aus den Altären dann Gräber. Kulturübertragungen — im Westen Europas, bis nach Irland, mögen auch Rassendurchsetzungen mitgewirkt haben — führten die Grabform nach Norden, wo es die Grabdolmen indessen nie zu der Verbrei-

tung und dem Artenreichtum des Südens gebracht haben.

Der Dolmen unserer ersten Tafel steht auf einer Insel Bohusläns, an der Westküste Südschwedens. Er krönt die Höhe eines Hügels und lag immer frei zutage, als Grab kann er also nicht gedient haben. Wenn gleichwohl die Tragsteine bei ihm zu einer regelrechten Kammer zusammenrücken und auch der für die Gräber charakteristische Schwellenstein nicht fehlt, so können wir nur annehmen, daß diese Kammer für die Darbringung von Opfern hergerichtet war. Alles in allem hätten wir hier also eine der vielen Übergangsformen vom Altar- zum Grabdolmen.

Überblicken wir den Reichtum an Gestalten, den die Entwicklung der Dolmen hervorbrachte vom einfachen Bilithen oder Zweistein (bei dem einem Pfeiler eine Platte tischförmig aufgelagert ist) bis zur geschlossenen Kammer mit vier- bis sechsseitigem Grundriß, so scheint sich eine Fülle architektonischer Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten. Aber diese Entwicklungen kamen nicht zur Reife, der Grabgedanke

hat sie erstickt. Bis zur Höhe des Decksteins mußte der Grabdolmen in Erdreich eingebettet werden. Er wurde unsichtbar und die Kunst hatte kein Interesse an seiner Ausgestaltung.

Sehen wir so den Dolmen selbst schon in der jüngeren Steinzeit kunstgeschichtlich aussterben, so sollte ein scheinbar ganz nebensächliches Motiv der Dolmenanlagen die stärkste Entwicklungskraft bewähren: die Steinumkreisung.

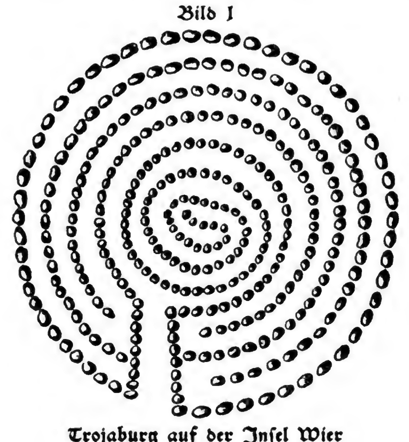
Auf unserer Tafel zeigt der erste Blick bereits den eigentlichen Dolmen umgeben von einem Steinkranz. Bei genauerem Hinsehen überzeugen wir uns, daß dieser Kranz nicht der einzige seiner Art gewesen ist, sondern daß ein System von vier konzentrischen Steinkreisen den Hügel gliederte. Bohuslän hat eine sehr steinereiche Küste, und der Hügel unseres Denkmals ist nie beackert worden. Wenn gleichwohl selbst hier die kleineren Steine der Umkreisungen im Laufe der Zeiten verschleppt werden konnten, so begreifen wir wohl, weshalb auf dem festländischen Nord- und Westeuropa so wenig erhalten blieb, was uns

über diesen Teil der ältesten Dolmenanlagen genauer unterrichtete. Immerhin ist einiges Material noch da, und ein gutes Beispiel dieser Anlagen zeigt unsere zweite Tafel: ein französischer Dolmenhügel, aus dem Departement de l'Aveyron (unser Bild ist ausgeführt auf Grund einer Zeichnung, die Waring in seinem Werk über die „Stone monuments" veröffentlicht hat).

Wir kennen heute die Bedeutung dieser Art von Steinsetzung. Im hohen Norden standen ihre Urvorbilder, Trojaburgen benannt (unser erstes Textbild zeigt die Trojaburg von Wier; sie ist zugleich ein gutes Beispiel zur Erläuterung der uralten Vorschrift: Heiligtümer müsse man von rechts her umschreiten, der linke Weg führe gegen die Sonne; bei der Trojaburg von Wier gelangt man rechts in die regelrechte Spirale, links in das darumgelagerte Labyrinth). Die Spiralwindungen oder einfachen konzentrischen Kreise, die den Mittelpunkt des ältesten Trojaburgtypus umgeben, bildeten den Lauf der nordischen Sonne nach. In tieferen Breiten, in

denen der Jahressonnenlauf nicht mehr ein ähnlich klares Bild gab, schrumpfte das Trojaburgenlaby-

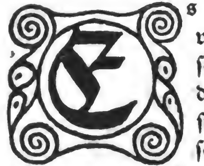
Bild I



Trojaburg auf der Insel Wier

rinth dann zusammen zu wenigen ineinandergelagerten Kreisen, oder auch einem einzigen Bannkreis.

3. Bautasteine und Cromlechs



Es waren nicht nur Dolmen, die von Trojaburg-ähnlichen Steinsetzungen umgeben wurden. Auch die Menhirs, Hünen- oder Bautasteine, sind oft ausgezeichnet durch solche Anlagen, und auch bei ihnen ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß sie ursprünglich alle so umfriedet waren, und daß erst spätere Geschlechter, denen die Monumente nichts mehr waren, die kleineren Umfriedungssteine aufarbeiteten.

Den Hünen- oder Bautasteinen ist es in der Geschichte der Wissenschaft nicht anders ergangen als den Dolmen. Verschiedene Deutungen sind aufgetaucht, und die Hartnäckigkeit, mit der man jede einzelne als die einzig mögliche durchzusetzen versuchte, hat eine heillose Verwirrung angerichtet.

Die verwegenste Annahme brachte die Hünensteine in Verbindung mit einem Phalluskult, also einer der bezeichnendsten orientalischen Kulturerscheinungen.

Nun haben wir allerdings in Norwegen (in der Hauptsache im Norden und Osten) steinerne Phallusgebilde von etwa Meterhöhe, die „heiligen weißen Steine“ (hellige hvide stene, etwa 18 sind bekannt). Ferner gibt Seeßelberg in seinem Werk über „die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker“ (Berlin 1897) zwei Phallusbilder, das eine auf einer westdeutschen Urne, das andre auf einem schwedischen Kirchenkapitäl romanischer Zeit. Aber wenn wir selbst bei den norwegischen Steinen an eine vorübergehende Kulturübertragung aus dem Orient denken wollen — heimisch geworden ist ein Priaposkult im Norden niemals — so kann es sich bei allen anderen Phallusdarstellungen im germanischen Kulturgebiet nur um Votiv- oder Amulettgebilde handeln. Ich verweise auf das, was Richard Andree in seinem Buch über Votiv- und Weihegaben (Braunschweig 1904) über diesen Gegenstand äußert. Einige Votivurnen des Berliner Volkskundemuseums zeigen eine überraschende Ähnlichkeit mit dem bei Seeßelberg abgebildeten Gefäß.

Scheiden wir also diese Erklärung der Hünensteine aus, so bleiben als hinreichend beglaubigte Deutungen nur zwei übrig. Die erste bringt die Menhirs (ein keltisches Wort, in genauer Übersetzung „Langsteine") in Verbindung mit einem Sonnen-, die zweite mit einem Totenkult. Auch hier sind beide Parteien im Recht, und die Widersprüche geben sich bei einer entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der ganzen Frage. In einer späteren Zeit sind die Menhirs Grabmäler geworden, in der jüngeren nordischen Eisenzeit (Wikinger) hatten sie diese Bedeutung sogar ausschließlich. Die Urvorbilder der jüngeren Steinzeit aber entstammen einer reinen Sonnenweltanschauung, und unter allen einfachen Megalithen geben sie dieser Weltanschauung vielleicht den stolzesten Ausdruck.

Aus der ägyptischen Kultur bekannt sind die Obelisken, aus der babylonischen die Gnomonen als Werkzeuge der Sonnenbeobachtung. Die wechselnde Schattenlänge des auf einem freien Platz stehenden Obelisken gab Gelegenheit, die Tagesstunde von



Tafel 1:
Dolmen von der bohusländischen Küste in Südschweden.



Tafel 2:
Tumulus und Dolmen aus Südfrankreich (Département de l'Aveyron).

dieser mächtigen Sonnenuhr abzulesen. Noch sinnreicher war die Einrichtung der Gnomonen. Eine Stange trug eine von einem Loch durchbohrte Scheibe, und der durch dieses Loch fallende Sonnenstrahl merkte am Boden die Tagesstunden an. Die Urvorbilder solcher Gnomonen haben wir im neusteinzeitlichen Norden Europas. Hier ist das ganze Instrument ein einziger Hünenstein, dessen oberes Ende durchlocht ist.

Aber es hat den Anschein, als ob der Süden in den Tagessonnenuhren seiner Obelisken und Gnomonen die vom Norden gegebene Anregung nicht erweitert, sondern verengt habe. Trügt nicht alles, so waren die von Steinsetzungen umgebenen Bautasteine Jahres-, nicht Tagessonnenuhren. Im hohen Norden, der die Trojaburgen werden sah, rinnen Tage und Nächte zusammen zu ganzen Jahreszeiten. Nur diese starken Gegensätze vermochten ein Denken auszubilden, das sich vermessen durfte, dem ganzen Jahr eine Gliederung zu geben. In den großen Festen, und alle großen germanischen Feste feiern ja

Jahreswenden, wurden die Abschnitte festgelegt. Ihrer vier heben sich von allen anderen stark ab: Mittsommer, Mittwinter und die beiden Tag- und Nachtgleichen. Deren Schattenlängen wurden Kreise gezogen. Und das erklärt es uns auch, weshalb gerade die vierfache Umkreisung bei nordischen Steinsetzungen so häufig wiederkehrt.

Eins der schönsten Beispiele einer solchen Anlage geben wir in unserer dritten Tafel. Ein Bild aus dem Valderstal in Norwegen. Der Bautastein in der Mitte trägt Runeninschrift, was an sich auf ein jüngeres Datum schließen ließe. Es ist indessen erwiesen, daß mehr als einmal neusteinzeitliche Menhirs später eine Runeninschrift bekamen. Von der Gewohnheit der Wikinger, vorhandene Denkmale zu Inschriften zu benutzen, haben wir ein sehr bekanntes Beispiel im Löwen von San Marko. Auch Gustafsson (Norges Oldtid, Christiania 1907) bringt den Valdersmenhir in das Kapitel „Steinzeit".

Eine andere Gruppe megalithischer Steinsetzungen ging vom Örtlichen aus. Vom Mittelpunkt eines

Steinkreises liefen Radien nach den Haupthimmelsrichtungen. Die vierte Tafel zeigt einen solchen astronomischen Apparat, eine Art Kompaß der Urzeit. Bei einfacheren derartigen Setzungen begnügt man sich mit vier Radien oder zwei Durchmessern, die nach Nord-Süd und Ost-West orientiert sind. Die so gebildete Figur ist jedem Altertumsfreund sehr wohl bekannt unter dem Namen Radkreuz. Es laufen recht phantastische Erklärungen um über die Herkunft des Radkreuzes. Man will in ihm ein Rad des Sonnenwagens sehen, und dieser Teil des Sonnenwagens soll zu einer Hieroglyphe für das Ganze geworden sein. Aber die Vorstellung, daß die Sonne auf einem Wagen über den Himmel fahre, ist der ältesten Mythik durchaus unbekannt. Erst in der älteren Bronzezeit kommt sie auf; das älteste Beweisstück ist der berühmte Trundholmer Sonnenwagen im Nationalmuseum zu Kopenhagen, bei dem die Sonne noch unpersönlich als eine von Spiralen und konzentrischen Kreisen überdeckte Scheibe dargestellt ist (siehe Textbild 2 und 3). Abgesehen

davon trägt das „pars pro toto“, jene Poetendialektik, die den Teil für das Ganze setzt, Rad sagt und


Bild 2



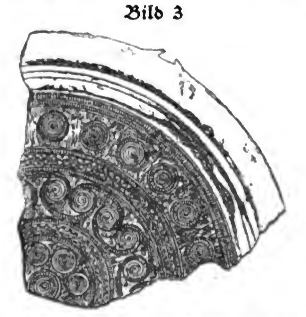
Bruchstück von der Vorderseite der Trundholmer Sonnenscheibe

Wagen meint, ganz sicher nicht neusteinzeitlichen Charakter. Nicht der Sonnenwagen also gab das Urbild des Radkreuzes her, sondern die geschilderten

kompaßartigen Steinsetzungen mit zwei Orientierungsdurchmessern.

Wie monumental die Urvorbilder des später in

Bild 3



Bruchstück von der Rückseite der Trundholmer Sonnenscheibe

der Ornamentik so zierlich gewordenen Radkreuzes waren, zeigt am gewaltigsten das Heiligtum von Callernish auf der Hebrideninsel Lewis (Tafel 5). Es ist ein ungeheures Radkreuz, 62 Fuß im Durchmesser, gebildet aus 10 bis 12 Fuß hohen, unbe-

hauenen Steinsäulen; der alles beherrschende Mittelstein mißt 16 Fuß Höhe. Die vier Arme dieses Riesen-Radkreuzes sind streng nach den vier Himmelsrichtungen orientiert. Der nach Süden führende Arm ist zu einer doppelten Steinreihe erweitert, die über den inneren Bannkreis hinaus verlängert ist zu einer heiligen Straße.

Einen weiteren Beweis für die astronomische Bedeutung der Menhirs liefern die Untersuchungen von Devoir, über die er in der Zeitschrift „Mannus" (Würzburg 1909) berichtet. Es fiel Devoir auf, daß oft mehrere hundert Meter voneinander entfernte Menhirs im Departement Finistère eine bestimmte Richtlinie erhielten. „Für die hervorragendsten Denkmälergruppen ist die abgesteckte Richtung die des Aufgangspunktes der Sonne zur Sommersonnenwende, oder umgekehrt die des Untergangspunktes zur Wintersonnenwende; mit anderen Worten: der vorgeschichtliche Beobachter, der sich an einem Endpunkte der Reihe aufhielt, sah zurzeit der Sonnenwende die Sonne an dem anderen Endpunkte auf- oder untergehen." Weitere Richtlinien markieren

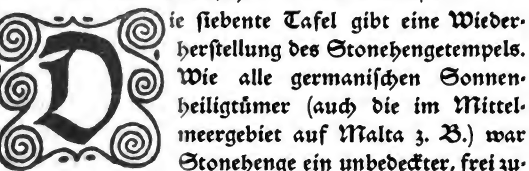
die beiden Tag- und Nachtgleichen, und schließlich wird zwischen beiden Ausstrahlungen die mittlere Zeit bisweilen festgelegt. Es ist kein Zweifel, daß es diese so weite Landflächen bedeckende Monumentalkalender gewesen sind, die schließlich vereinfacht wurden zu den geschilderten radkreuzartigen Gebilden.

Wir können uns hier nicht verlieren in eine Aufzählung aller der Steinsetzungen, die Dokumente sind für einen ursprünglichen Sonnenzauber, einen späteren Sonnenkult und eine schließliche Sonnenbeobachtung. Uns fesselt vor allem das Architektonische, das Motiv eines einfachen Kreises oder mehrerer konzentrischer Kreise als der beherrschenden Grundrißfigur. Eine ganze Gruppe von Megalithen führt das Thema in den abwechslungsreichsten Variationen durch: die sogenannten Cromlechs. Cromlechs (Krumm- oder Rundsteine) sind die um Dolmen oder Hünensteine sich lagernden Kreise. Einfache Irrblöcke verhältnismäßig geringeren Umfangs genügten anfangs zur Umfriedung der heiligen Stätten. Der entwickeltere Sinn für das Monumentale wählte dann statt der

Blöcke ragende Steinsäulen, und ein ganzer Kranz von Hünensteinen umgab dann den geweihten Raum.

Den stolzen Anblick einer solchen Anlage zeigt unsere sechste Tafel, ein Cromlech von der Orkneyinsel Pomona oder Mainland. Diese Kultstätten und Thingplätze sollten die Grundlage abgeben für eine aufs reichste sich entfaltende nordisch-vorzeitliche Baukunst. Auch hier können wir auf Einzelheiten nicht eingehen. Aber die beiden schönsten Sonnentempel des Nordens, Stonehenge und Avebury in Südengland sollen uns doch auf den Höhepunkt dieser Entwicklung geleiten.

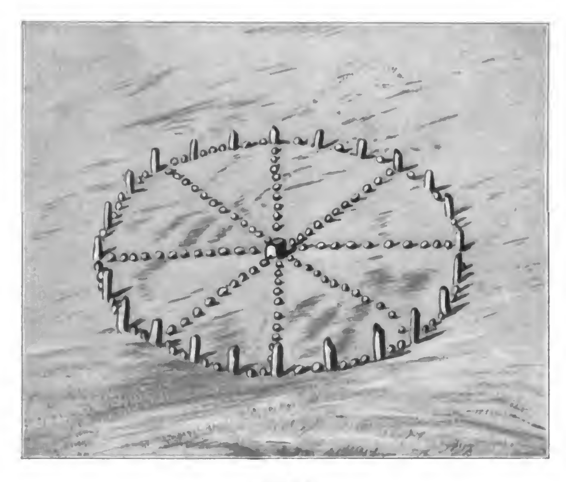
4. Altnordische Sonnentempel



Die siebente Tafel gibt eine Wiederherstellung des Stonehengetempels. Wie alle germanischen Sonnenheiligtümer (auch die im Mittelmeergebiet auf Malta z. B.) war Stonehenge ein unbedeckter, frei zutage liegender Bau, ein Freiluft- oder Freilichtbau. Wieder ist es ein System von vier konzentrischen

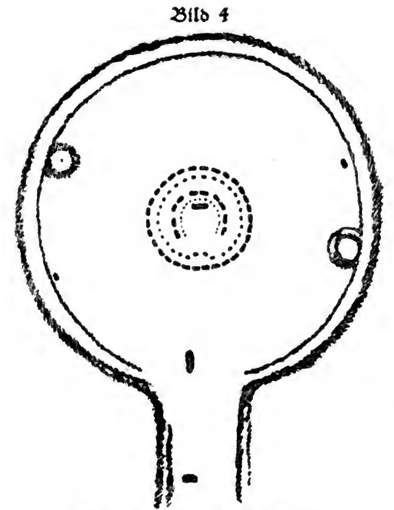


Tafel 3:
Menhir im Mittelpunkt einer Steinsetzung (Valderstal in Südnorwegen).



Tafel 4:
Sogenannter Thingplatz (Norwegen).

Bild 4



Grundriß von Stonehenge

Kreisen, das den Altarstein, einen vier Meter langen Block, umlagert (siehe den Grundriß in Bild 4). Der

äußerste Kreis umspannt einen Durchmesser von 88 Metern, und die Seitensteine des portalähnlichen Trilithen hinter dem Altar ragen zu 7 Metern über dem Boden empor. Gewiß mächtige Verhältnisse. Gesteigert wird die zyklopische Wucht des Ganzen noch dadurch, daß alle diese vierkant zugehauenen Blöcke „monolith" sind, aus je einem Felsstück herausgeholt. Den unscheinbarsten Eindruck macht der innerste Kreis mit der bloßen Zweimeterhöhe seiner kegelförmigen Steine. Aber der bläuliche Granit, der gerade hier zur Verwendung kam, entstammt der Bretagne. Irgend ein elementares Ereignis konnte das Gestein nicht nach England gebracht haben, die Tempelerbauer mußten es über See an Ort und Stelle schaffen. Auch das ist sicher ein Beweis, wie hoch nicht nur ihre Kultur, sondern auch ihre Zivilisation entwickelt war.

Ein Blick vom Altarstein durch die äußeren Umkreisungen (Tafel 8) gibt vielleicht am ehesten einen Begriff vom monumentalen Charakter der Stonehengeanlage. Der Blick leitet auf einen drei Meter

hohen Stein außerhalb des engeren Heiligtums. Dieser Stein war so orientiert, daß man am längsten Tage des Jahres vom Altar her die Sonne genau über ihm emporsteigen sah. Am Mittsommertag muß das große Fest des Tempelkultus sich hier abgespielt haben.

Es sind, seit Stonehenge dem Verfall preisgegeben wurde, viele Kulturen in England gekommen und gegangen. Keine Chronik wußte mehr Bestimmtes auszusagen über Stonehenge, und der Gelehrsamkeit war selbst der Name nicht mehr deutbar. Einzig im Volk der Stonehengegegend hat sich bis auf diesen Tag ein seltsamer Brauch erhalten. In dem Aberglauben nämlich, daß, wer ein gutes Jahr haben wolle, am Sankt Johannestag von Stonehenge aus den Sonnenaufgang beobachten müsse. Auch so ein kleiner Beweis von der Zähigkeit alter, nicht zerfallender Volkssitten, die fester halten oft als selbst der Stein.

Gleichfalls in Südengland, unweit Stonehenge lag der Sonnentempel von Avebury. Vor zweihundert

Jahren sah Aubrey ihn in noch einigermaßen leidlichem Zustand, und sein Urteil war: Avebury überrage Stonehenge um ebensoviel, wie ein Dom eine Dorfkirche. Heute ist der Dom trostlos ruiniert. Generationen hindurch wurde er als Steinbruch benutzt und mußte das Baumaterial hergeben für ein ganzes Dorf. Immerhin blieb noch genug, daß man mindestens vom Zentrum der ganzen Anlage ein hinreichend zuverlässiges Bild sich schaffen kann. Tafel 9 gibt diesen Wiederherstellungsversuch nach dem Werk „Rude Stone Monuments" von Fergusson (London 1872). Die Lücken in der Peripherie deuten Ausgänge an, von denen hornförmig gewundene Steinalleen von kolossaler Ausdehnung ausliefen. Die Steinalleen mündeten in kleinere Cromlechs, deren Gestalt sich ebensowenig wie der genaue Verlauf der Steinalleen mehr ganz sicher feststellen läßt. Aber schon das bloße Bruchstück der Mittelanlage — sie hat einen Durchmesser von 1200 Fuß! — ist wohl genügend Beweis, wie monumental im Sinne höchster Baukunst man damals denken konnte.

Die einzelnen Vertreter der mächtigsten uns erhaltenen Cromlechs mögen verhältnismäßig jungen Datums sein. Sicher ist das der Fall bei Stonehenge, als dessen Baujahr sich durch genaue astronomische, mehrfach nachgeprüfte Berechnungen das Jahr 1680 vor Christus feststellen ließ (zu vergleichen ist hier das 1906 in London erschienene Werk über Stonehenge des Astronomen Lockyer). Als Typen aber zeigen die Cromlechs sicher die Grundformen der überhaupt ältesten Monumentalkunst der Menschheit.

Kreise und immer wieder Kreise bilden das beherrschende Grundthema. Es ist, als ob in ihnen ein Abbild des Horizontes geschaffen wäre, der die Seefahrer umgab. Die Geschichte der Trojaburgen lehrt uns, daß eine heilige Symbolik den See- und Küstenvölkern dieses Zeichen weihte. Ganz wie — auf diese Paralelle kann ich nicht oft genug verweisen — den Christen das Kreuz. Die Bedeutung des Kreuzes für die christliche Kunst ist allgemein bekannt. In seiner schlichten Form fand das Kunstgewerbe eine Art Kristallisationszentrum für seine

Ornamentik, und dann wieder wölbten die stolzesten Dome sich über derselben einfachen Kreuzform. Nicht anders war es in der Zeit des nordischen Sonnenkultus mit jenen heiligen Kreisen und Spiralen. Es ist erstaunlich, welchen Reichtum der Formungen das Kunstgewerbe hier fand, wie es Waffen, Geschmeide, Gerät mit den ewig gleichen und doch ewig neuen Figuren überzog. Und zur Bewunderung zwingen die stolzen Freilichtbauten nordischer Sonnentempel, die herauswuchsen aus den nämlichen Formen, wie die gothischen Kirchen herausgewachsen sind aus dem Kreuz.



Zweites Kapitel

Die Weltanschauung der Germanen



Tafel 5:
Heiligtum von Callernish (Hebriden).



Tafel 6:
Cromlech von den Orkney-Inseln.



I. Totenkult und Sonnenkult



Mit der Betrachtung der Megalithen haben wir ein zureichendes Material gewonnen zur Beurteilung der letzten Grundes wichtigsten Frage aller nordischen Altertumskunde: der Frage nach der Weltanschauung der Germanen.

Soviel nun über die Weltanschauung der Germanen schon geäußert wurde, läßt sich doch nicht leugnen, daß die meisten Aussprüche sich mehr auszeichnen durch Romantik als durch Zuverlässigkeit. Vorurteile liebenswürdiger, und bisweilen auch recht unliebenswürdiger Art haben wechselnd das Urteil bestimmt. Es war einiges Literarische da, aus dem bei rechter Deutung sicheres herauszuholen

war, aber eben jene Vorurteile ließen es nicht zur rechten Deutung kommen. Ändern konnte sich das erst, als die Volkskunde und die nordische Altertumskunde zu wirklichen Wissenschaften ausgestaltet waren, die nun mit ihren Mitteln jede das Weltbild der Germanen aufs neue visierten.

Zunächst freilich wurden die Hoffnungen auf beide Wissenschaften bitter enttäuscht: in einer und der nämlichen Frage nämlich kamen sie, die getrennt marschierten, zu grundverschiedenen Ergebnissen.

Wollen wir den Berichten der Volkskundigen glauben, dann war die Weltanschauung der Germanen wie von Sonne durchflutet. Der Sonnengottheit galten die höchsten Feste des Jahres, Feste mit deren rauschender Feier man dem Jahr erst eine Gliederung schuf. Zahllose Sitten, in Ländern und Landesteilen stark variierend, gaben den Festen Farbe und Stimmung. Und auch diese Sitten waren in ihren Hauptzügen ein Loblied auf das Sonnenlicht. Immer rückhaltloser konnte so die Volkskunde dem beistimmen, was Sagen- und Mythenerklärer ge-

legentlich schon früher ausgesprochen hatten. Daß nämlich ein ausgesprochener Sonnenkult die altgermanische Weltanschauung beherrsche, und daß alle diesem Sonnenkult widersprechenden Vorstellungen entweder ein Bodensatz aus früheren Entwicklungsperioden seien, in denen die Germanen eben noch nicht Germanen waren, oder aber ein für das Ganze unwesentlicher Einschlag fremden Wesens; verursacht sei es durch Kulturübertragungen, sei es (im Süden und Westen) durch Völkerverschiebungen und Rassenzusätze, die die Stammrasse indessen nicht tiefer beeinflußten.

Im denkbar schroffsten Gegensatz nun zu diesen aufs bestimmteste formulierbaren Sätzen steht das, was die Altertumsforscher über denselben Gegenstand nicht minder bestimmt glauben aussagen zu können. Sonnenfeste und immer wieder Sonnenfeste müssen wir nach der Ansicht der Volkskundigen befragen, wenn wir zuverlässige Zeugen über die Weltanschauung der Germanen hören wollen. Nach der Meinung der Archäologen aber haben wir solche

Zeugen nur — in Gräbern und immer wieder Gräbern. Nicht ein Sonnen-, sondern ein ausgebildeter Totenkult soll das wesentliche sein. Dieser Totenkult habe in altgermanischen Gebieten verschiedene Entwicklungszustände durchgemacht, der Grad der Verehrung habe geschwankt, immer aber sei es das eigentlich Beherrschende gewesen. So selbstverständlich scheint der Wissenschaft des Spatens diese Auffassung, daß Hauptwerke der Forschung das Thema „Gräber und Religion" als ein einziges und untrennbares Kapitel behandeln.

Wie nun: war die Weltanschauung der Germanen auf die Sonne und das Leben, oder war sie auf Gräber- und Todesgedanken eingestellt?

In zwei Fällen haben wir der Frage schon ihre Antwort gegeben: bei den Dolmen und den Hünensteinen. Eine entwicklungsgeschichtliche Auflockerung des Materials liefert den Beweis, daß weder die Dolmen noch die Hünensteine in ihrer ursprünglichen Gestalt als Zeugnisse eines Totenkultus gedeutet werden dürfen, daß sie in dieser ursprünglichen Ge-

stalt vielmehr hervorgegangen sind aus einer reinen Sonnenweltanschauung.

Das aber ist noch nicht alles. Prüfen wir die Dinge von einer höheren kulturgeschichtlichen Warte herab, so erweist es sich, daß gerade diese Sonnenweltanschauung des germanischen Nordens ureigenstes Werk ist, und daß erst mit den Zügen von Norden, die in der jüngeren Steinzeit einsetzen, die freieren und reineren Gedanken des germanischen Sonnenkultus auch in die zurückgebliebenen Rassen des Südens und Ostens vorübergehend eingedrungen sind.

Wir müssen schon etwas weiter ausholen, um die großen Gegensätze, um die es sich handelt, in ihrer ganzen Stärke zu begreifen. Angedeutet mindestens muß werden, welche Geistesatmosphäre die europäische Urbevölkerung umgab, aus der die germanische Rasse hervorging.

Die niederste aller Weltanschauungen, die wir heute noch bei ganz tiefstehenden (oder gänzlich heruntergekommenen) Naturvölkern beobachten können, ist das, was ich kurz als die Weltanschauung des

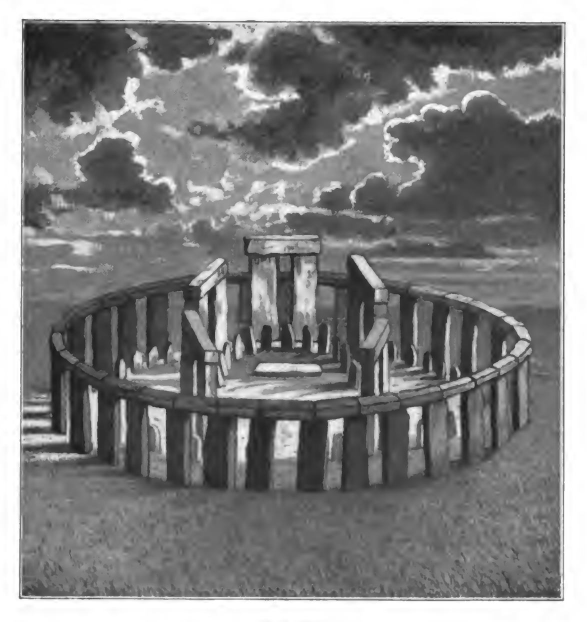
Zaubers formuliert habe. Es ist eine immer wiederkehrende Klage der Reisenden, welche Mühe sie bei vielen Stämmen haben, die Leute vor die photographische Kammer zu bekommen. Sie zittern vor diesem unheimlichen Apparat. Er liefert seinem Besitzer ihr körperliches Abbild aus, und wer ihr Bild besitzt, so philosophiert ihre arme Weltanschauung, der hat Gewalt auch über sie selbst. In tausend Fällen meinen sie die Wahrheit solchen Glaubens erprobt zu haben. Sie haben verhaßte Feinde in kleinen Figürchen nachgeknetet, haben sie durchbohrt — und wenn der Feind am Leben blieb, war es ihnen eben nicht gelungen, die Nachbildung ähnlich zu machen. Sie ziehen auf Jagd aus, und nur der ist seiner Beute sicher, der das jagdbare Wild auch gut zu zeichnen weiß. Es ist der nämliche Aberglaube, der heute noch im Amulettwahn spukt. Mit seinem Madonnenbildchen hat der beschränkte Italiener eine gewisse Macht über die Madonna selbst und kann sie zwingen, zu seinem Schutz bereit zu sein. Durchlochte Zähne wilder Tiere an seiner Halskette

verleihen dem Abergläubischen die Kraft der Tiere selbst und so fort.

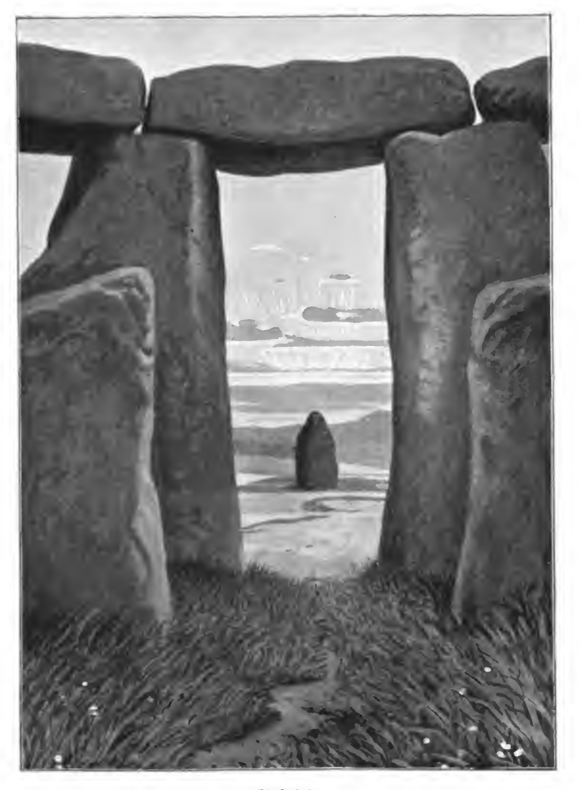
Ganz so töricht und haltlos, wie man es bei Schilderungen der Sitten der Schamanen oder Zauberpriester häufig liest, war dieser Glaube in seiner Entstehung sicher nicht. Napoleon pflegte sich Namen, die er behalten wollte, auf einen Zettel zu schreiben, den er vernichtete, nachdem er sich das Schriftbild eingeprägt. Unsere gesamte Mnemotechnik geht von der nämlichen Vorstellung aus. Nichts anderes tut der Mensch auf der Kulturstufe der sogenannten Jägerzeit, der ein Stück Wild mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtet und nachzeichnet. Wer die Bewegungsmotive eines Rentiers zum Beispiel am besten beobachtete, am sichersten wiedergeben kann, der weiß es auch am besten zu treffen; in der Wirklichkeit wie im Bilde. Der beste Zeichner war in der Tat zugleich der beste Jäger. Das erst macht uns das Wesen jener ganzen Scheinkunst verständlich, die aus den Zeichnungen altsteinzeitlicher Höhlen hervorschimmert mit trügerischem Glanz. Diese Zeichnungen,

die vollendete Tiernaturalistik paläolithischer Waffen oder Amulett-Schmuckstücke war nicht Kunst in unserem Sinne, sondern war die Zauberweihe eines noch von Beschwörungsvorstellungen befangenen Geistes. Genau so, wie die afrikanischen Buschmänner oder asiatischen Tschuktschen mit ihrer scheinbar hohen Zeichenkunst sich nicht als starke Künstler ausweisen, sondern nur als Denker von sehr bedingten Grenzen.

Das Paläolithikum oder die ältere Steinzeit bezeichnet einen über unabsehbare Jahrhunderte sich erstreckenden Entwicklungszustand der Menschheit. Noch können wir seine einzelnen Phasen nur erst unklar erkennen; in der Geschichte der äußeren Zivilisation sowohl wie der geistigen Kultur. Was wir heute ganz allgemein zusammenfassend die Weltanschauung des Zaubers nennen können, das muß in seiner vieltausendjährigen Herrschaft eine reichgegliederte Entwicklung durchgemacht haben. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die einzelnen Perioden klarzulegen. Noch ist das nicht geschehen, aber eine



Tafel 7:
Wiederherstellung des Sonnentempels Stonehenge in Südengland.



Tafel 8:
Blick vom Stonehenge-Altar auf den „astronomischen Stein.“

mindestens, die letzte und höchste von allen ist unserer Vorstellung bereits erreichbar.

Und das ist der Totenkult.

Den Totenkult sind wir, die wir durch die Schule des Christentums hindurchgegangen sind, gewohnt als etwas unendlich Reines und Selbstloses zu empfinden. Das ist er indessen in der Zeit seiner Entstehung und stärksten Macht durchaus nicht gewesen. Es war nicht die Verehrung für den Toten, sondern die Furcht vor ihm, die den ersten Totenkult entstehen ließ. Er entwuchs jener unfreien Vorstellung, die alle Dinge und alle Wesen beseelt, richtiger: besessen glaubte von Dämonen; Dämonen, die nur mit den Mitteln des Schamanen zu beschwören oder zu entzaubern waren. Der Tote war nicht tot: ein Geist ging um, als Traumalb, als Vampyr, ja die vom wildesten Schamanismus gehetzte Phantasie konnte ihn leibhaft erblicken. Er war eine reale Macht, mit der gerechnet werden mußte. Und mit der gerechnet wurde im Totenkult. Mit Grabbeigaben aller Art vermochte man die feindselige Macht

für sich zu stimmen. Oder man versuchte es auch mit brutaler Gewalt. Als in späteren Zeiten wieder einmal die Weltanschauung der zurückgebliebenen Rassen eine gewisse Macht bekam auch über das nördliche Europa, wurde die Sitte der sogenannten Hockerbestattung vorübergehend eingeführt. Mit angezogenen Armen und Beinen liegen die Skelette dieser Zeit in ihren Gräbern. Eine Sitte, die lange jeder Erklärung unzugänglich war. In den letzten Jahren erst konnte mit immer größerer Wahrscheinlichkeit dargetan werden, daß die also Bestatteten gefesselt beigesetzt waren, daß man sie in eine Art spanischen Bock eingeschnürt hatte, um ihnen das Entweichen aus dem Grabe zu erschweren.

In unerbittlicher Gegensätzlichkeit stellt sich nun in der jüngeren Steinzeit der Weltanschauung des Totenkultes die des Sonnenkultes entgegen; der Weltanschauung eines noch unentwickelten Geistes und rückständiger Völker steht gegenüber die Weltanschauung des germanischen Nordens und

der edelsten Rasse, deren Bildung der Menschenart gelang.

Mit einiger Klarheit können wir heute die planetaren Voraussetzungen feststellen, unter denen die Herausbildung der germanischen Edelrasse und ihrer Weltanschauung gelang. Bei dem Zoologen Moritz Wagner mag man nachlesen, welche Bedeutung die räumliche Sonderung selbst auf die Entstehung der Arten ausüben kann. Eine geographische Sonderung aber der schärfsten Art hielt um die Wende der älteren zur jüngeren Steinzeit die Menschen im Norden Europas Jahrhunderte lang von denen im Süden getrennt. Der geologische Niederschlag dieser langen Zwischenzeit ist in Mittel- und Südeuropa eine massive taube Schicht (der Fachausdruck nennt sie Hiatus), die keinerlei menschliche Spuren führt. Sie ist ein Beweis, wie stark die trennende Gewalt der geographischen Völkerscheide gewirkt haben muß, wie Urwälder und Sümpfe die Menschen hüben und drüben strenger voneinander scheiden konnten als selbst Meere und Gebirge.

Diese geographische Völkerscheide ist es, der wir das Werden der germanischen Art, ihrer Rasse wie ihrer Weltanschauung verdanken.

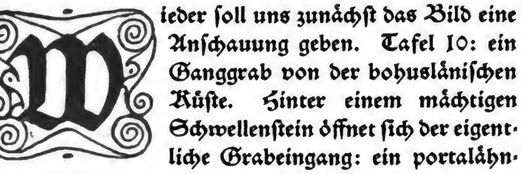
Noch ganz befangen vom dumpfesten Schamanismus und Zauberglauben sehen wir die Nordländer noch in den ersten Anfängen ihres Sonnenkultus. Die Trojaburgen waren ursprünglich reine Zauberstätten, und nur deshalb bildete man in ihren Spiralwindungen den Lauf der nordischen Sonne nach, weil man glaubte, so die Sonne in der Gewalt zu haben. Eine Erinnerung dieser ursprünglichen und rohen Anschauung hält noch ein in schwedischen Volkstiefen irrender Aberglaube fest, der meint, mit den Trojaburgen „Wetter machen" zu können; man denkt, die Sonne erscheinen und verschwinden lassen zu können, einen Sturm herauf- oder herabzubeschwören, je nachdem man die Gänge der Trojaburg in der einen oder anderen Richtung durchläuft.

Dann erst vollzog sich die große Entwicklung: vom Sonnenzauber zum Sonnenkult und schließlich selbst zur Sonnenbeobachtung.

In der jüngeren Steinzeit treten die Germanen in die Weltgeschichte ein. Die trennende Gewalt jener Völkerscheide war endlich überwunden, an der Küste erst, und dann auch im Landinnern. Nun steht der Sonnen- und Siegfriedglaube des Nordens gegen den Totenkult des Südens, und jenes gewaltige Ringen der beiden Weltanschauungen hebt an, dessen Hin und Her recht eigentlich den Inhalt unserer „Weltgeschichte" ausmacht.

Das ist es, was uns in großen Zügen eine scharf zusehende Altertumskunde über die Weltanschauung der Germanen auszusagen hat, und was wir uns klar machen müssen, wollen wir die ältesten Werke germanischer Monumentalkunst begreifen; nicht zuletzt jene rätselhaften Bauten, die zu den schönsten Werken nordisch-germanischer Baukunst zählen: die Ganggräber.

2. Das Rätsel der Ganggräber



ieder soll uns zunächst das Bild eine Anschauung geben. Tafel 10: ein Ganggrab von der bohuslänischen Küste. Hinter einem mächtigen Schwellenstein öffnet sich der eigentliche Grabeingang: ein portalähnliches Gebilde, aus drei gewaltigen Steinblöcken aufgebaut, nicht unähnlich jenen unter dem Namen Trilithen oder Dreistein bekannten Dolmen, die noch entschieden zur Klasse der Altardolmen gehören. Das Portal führt in einen langen Gang, aus ziemlich rohen Trag- und überlagernden Deckplatten gebildet, und der Gang mündet in eine quergestellte, rechteckige Kammer. Riesenstuben (skandinavisch Jaettestue) nennt das Volk solche Kammern, weniger wegen ihres eigentlichen Umfangs — der verhältnismäßig unbedeutend ist — als wegen der wuchtigen Gigantenblöcke der Wände und Decke. Die ganze Anlage ist eingebettet in einen mächtigen Erdhügel von kreis-

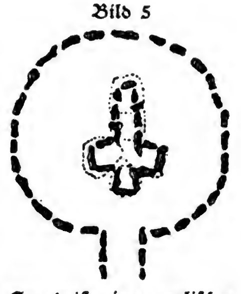
rundem Grundriß, dessen Erdanschüttung bis zur Höhe der Decksteine reicht.

Unser Bild gibt den Typus des Ganggrabes wieder, der im skandinavisch-norddeutschen Kulturkreis vorherrscht. Der Westen Europas, Irland namentlich, hat ihn differenziert in eine Unmenge von Spielarten. Der Grundriß der Kammer ist bald rund, bald oval (diese Unterarten hat auch Skandinavien-Norddeutschland), bei einigen Werken reicht die Erdanschüttung weit über die Decksteine, so daß die Form sich dem Charakter einer Pyramide nähert; bei anderen fehlt die Erdanschüttung ganz, die Gangbauten liegen frei zutage, ja einige krönen selbst die Höhe eines Hügels (siehe die Grundrißfiguren 5 bis 7). Bei ganz spät-dänischen Bauten sind oft gar zwei Kammern, deren jede ihren eigenen Gang hat, im selben Hügel, schließlich gibt der Hügel selbst seinen kreisrunden Grundriß auf und streckt sich in die Länge.

Angesichts eines solchen Reichtums an Gestalten und angesichts der hier bewältigten Riesenmassen

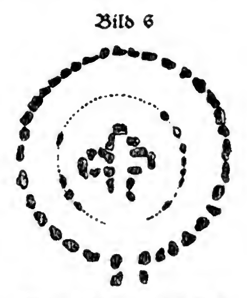
ist es wohl verständlich, wie die Altertumskunde ihre Lehre von der Allgewalt des Totenkultus im Germanischen glaubhaft machen konnte. Ganz be-

Bild 5



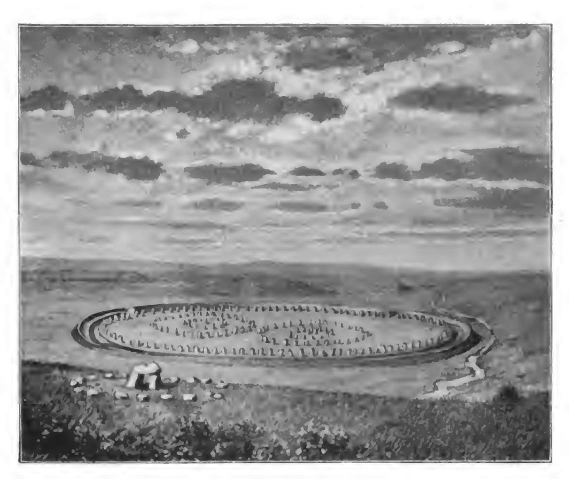
Grundriß eines englischen Ganggrabes (bei Ashbury)

Bild 6



Grundriß eines irischen Ganggrabes (bei Moytura)

sonders düster erscheinen ihre Schilderungen dadurch, daß sie die Ganggräber darstellten als die lapidaren Nachbildungen kümmerlicher Menschenwohnungen von der Art der Eskimoschneehütten oder Lappengammen. Nun, die letzte Ansicht ist inzwischen so



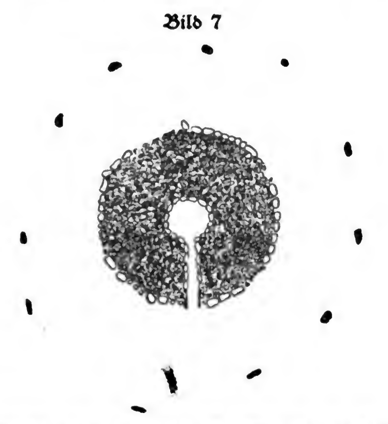
Tafel 9:
Wiederherstellung der Kernanlage vom Sonnentempel bei Aveburn
(Südengland).



Tafel 10:
Äußeres eines Ganggrabes aus Südschweden.

gründlich widerlegt worden, daß ihre flüchtige Erwähnung genügt. Wenn aber hier der stolze und

Bild 7



Grundriß eines schottischen Ganggrabes (bei Clava)

ganz und gar nicht unheimliche Eindruck wiedergewonnen wurde, den die Gangbauten auf jeden

Unbeeinflußten machen, sollte dann nicht auch die Annahme irrig sein, die die Idee der Gangbauten hervorgegangen wähnt aus dumpf befangenen Unterweltsgedanken?

Die Frage ist zu wichtig, als daß wir die Mühe einiger Ausführlichkeit scheuen dürften. Auch bei den Ganggräbern müssen wir das räumliche Nebeneinander der verschiedenen Typen umwandeln in ein zeitliches Nacheinander, wissenschaftlich gesprochen: die „relative Chronologie" feststellen, um zu ermitteln, aus welchen Urvorbildern in Wahrheit die Idee dieser Werke hervorging.

Wir beginnen mit den beiden stärksten Gegensätzen: den ohne jede Erdanschüttung frei zutage liegenden, ja auf Hügeln errichteten Gangbauten, und den Pyramiden des Nordens, die der unmittelbaren Betrachtung nur den Eingang noch freigeben. Ohne weiteres ist es klar, daß der Typus der freien Gangbauten älter ist, als der unterirdischen (wie wir sie kurz nennen wollen). Die technischen Gegensätze sind genau dieselben, die uns auch bei den Altar- und Grab-

dolmen so bestimmt das Frühere vom Späteren unterscheiden lassen. Dort werden rohe, einfache Irrblöcke ganz schlicht und kunstlos nebeneinandergelagert oder geschichtet, hier sind ein- und zweifach gespaltene Platten verwendet, ja die Anfänge einer regelrechten Baukunst (die wir noch kennen lernen werden) künden sich an.

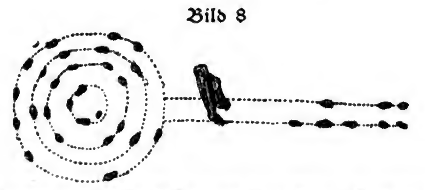
Wenn wir nun die eigentlich zyklopischen Dolmen so unbedingt als Altarwerke ansprechen dürfen, und zwar als die Altäre eines freien Höhen- und Sonnenkultus, so liegt die Frage doch wohl nahe, ob eine entsprechende Annahme nicht auch statthaft ist bei den Gangbauten, ob nicht auch sie hervorgegangen sind aus Sonnenheiligtümern, denen durch einen vorübergehenden Totenkultus eine andere Deutung gegeben wurde.

In der Tat: Tempel, Sonnentempel als die Urvorbilder aller nordischen Ganggräber — das ist der entscheidende Gedanke. Wenn es schon schwerverständlich ist, wie eine kunsttaube Gelehrsamkeit in den stolzen Gangbauten kümmerliche Erdwohnungen

nachgebildet sah, so ist es fast unbegreiflich, wie die Herleitung dieser Werke aus Kultbauten, wie dem unseres 8. Textbildes, bisher verborgen bleiben konnte.

Noch in den spätesten, vollendetsten irischen Ganggräbern ist die Erinnerung an einen früheren Tempel-

Bild 8



Cromlech mit Steinallee von Dartmoor (Cornwall)

dienst ganz unzweideutig festgehalten. Unsere 11. Tafel zeigt die Seitenkammer eines solchen irischen Baues. Die Felsenritzungen an der Rückwand und den Pfeilern, Spiralen und andere heilige Zeichen, deuten auf einen Sonnenkult, dessen Blüte nicht einmal durch solche Grabestiefen erstickt werden konnte. Die steinerne Schale im Vordergrund (ein Prachtstück von Meter-

breite und eindreiviertel Meter Länge) scheint sogar Zeugnis abzulegen, daß hier unmittelbar noch ein Tempeldienst ausgeübt wurde.

Nur vorübergehend hatten die Gedanken des Totenkultus Gewalt über den Norden. Einen Schritt weiter in der architektonischen Entwicklung der Gangbauten, und wir kommen zu den berühmten Anlagen auf den Orkaden, die allen Grabcharakter verloren. Auch Montelius („der Orient und Europa", Stockholm 1899) gibt das zu, und Lockyer nimmt die monumentalste dieser Anlagen, den Maeshowehügel ohne weiteres in Anspruch als ein nach astronomischen Gesichtspunkten aufgeführtes Werk.

Es lohnt, sich diesen Maeshowehügel näher anzusehen (Tafel 12). Ein Werk von gewaltigen Ausmaßen. Die Höhe des Hügels beträgt 11, der Durchmesser der Basis 28 Meter. Ein 16 Meter langer, sich verbreiternder Gang führt in die vielleicht schönste aller nordischen Steinkammern (siehe den Durchschnitt Tafel 13 unten). Leider ist es diesem Werk in späteren Zeiten schlimm ergangen. Um das Jahr

1100 n. Chr. kamen Nordleute auf der Fahrt von oder nach Jerusalem hierher. Runeninschriften an den Wänden berichten von ihrem Besuch. „Jorsalafahrer erbrachen diesen Hügel", „Jorsalafahrer erbrachen den Orkhügel" usf. Die Jorsalafahrer haben hier recht übel gehaust. Und nicht weniger schlimm als dem armen Orkhügel ist es so manchem anderen nordischen Tempel ergangen, der „Schatzgräbern" so reiche Beute verhieß. Hätte ein gutes Geschick sie vor späterer Zerstörung bewahrt, so würde vermutlich eine ganze Anzahl von Monumenten, die heute unbedenklich Ganggräber genannt werden, vorsichtiger als Gangbauten gedeutet. —

Um das Jahr 2000 v. Chr. erlebte das geistige Europa wieder einmal eine stolze geistige Wiedergeburt; der Sonnenglaube erwachte aufs neue und Werke wie Stonehenge (1680 v. Chr.) zeigen, wie siegreich er sich durchsetzte. Im Hinblick auf diese Tatsache könnte es berechtigt erscheinen, wenn die Zweifelsucht unsere Behauptung bestreiten wollte, daß der Tempelcharakter der spätesten Gangbauten

etwas aussagte über die Urvorbilder dieser Werke. Daß es sich hier indessen tatsächlich nur um das Wiedererwachen uralter Vorstellungen handelt, daß mit den heiligen Symbolen des Sonnenkultus nicht fremde Gedanken in Gräber hineingetragen wurden: das wird uns klar, wenn wir die relative Chronologie der Ganggräbertypen weiter fortführen.

Für den skandinavisch-norddeutschen Kulturkreis hat Montelius („der Orient und Europa") diese Chronologie durchgeführt, indem er ausging von der Gestaltung des Grundrisses der Kammer. Er unterscheidet Kammern mit rechteckigem, mit ovalem und mit rundem Grundriß. Die rechteckigen zeigen den größten Umfang (sie verlangen mindestens drei Decksteine zur Eindachung), die ovalen (1 bis 4 Decksteine) stehen ihnen an Umfang nach, und die kleinsten sind die runden (1—2 Decksteine). Nun gelingt es Montelius nachzuweisen, daß der geringere Umfang auch dem höheren Alter entspricht, daß also von den runden Kammern die Entwicklung im skandinavisch-norddeutschen Kulturkreis ihren Ausgang nahm.

In Westeuropa, der eigentlichen Heimat aller Ganggräber, ist der runde Grundriß jederzeit das Herrschende geblieben. Führen wir bei diesen westeuropäischen Gräbern die relative Chronologie weiter durch — wozu uns das Kriterium die Möglichkeit bietet, daß die offenen Bauten älter sind als die pyramidenähnlichen — so gelangen wir zu zwei sehr wichtigen Ergebnissen. Bei den späteren Ganggräbern ist der runde, das Grab umschließende Hügel umzäunt von einem einfachen Steinkreis. Dieser Steinkreis nun erweist sich als die Zusammenziehung eines ganzen konzentrischen Kreissystems, durchaus entsprechend jener Vereinfachung, die aus den Trojaburg-ähnlichen Steinsetzungen um die älteren Dolmen her schließlich den einfachen Bannkreis machte.

Zweitens aber zeigt es sich, daß der äußerste Ring der altertümlichsten Ganggräber nicht geschlossen ist, sondern ausläuft in eine Straße, die genau so orientiert ist, wie auch der von der Kammer auslaufende Gang.

Wir wollten die Urvorbilder der Ganggräber kennen



Tafel 11:
Blick in die Seitenkammer eines irischen Ganggrabes.



Tafel 12:
Der Maeshowe-Hügel (Orkney-Inseln).

lernen, und die relative Chronologie zeigt sie uns in Cromlech-artigen Steinsetzungen von der folgenden Anlage: ein kreisrundes Heiligtum (die spätere Grabkammer) ward umgeben von mehreren konzentrischen Kreisen, und diese Kreise werden durchschnitten von einem Orientierungsgang, der vom Mittelpunkt des Ganzen ausläuft.

Was ist nun die also gewonnene schematische Urfigur anders als ein regelrechter „Wall of Troie", ein unzweideutiges aus dem Kulturmilieu der Trojaburgen herausentwickeltes Sonnenheiligtum? In der 14. Tafel bietet sich uns der Anblick eines englischen „Bildersteins" mit Trojawällen. Man vergleiche diese Figuren mit den heiligen Zeichen an der Rückwand jenes irischen Grabes (Tafel 11), vergleiche sie weiter mit den Grundrissen der ältesten Ganggräber — und das Rätsel aller Ganggräber ist gelöst.

Lockyer hat das Verdienst, zuerst auf die eigentliche Bedeutung des Ganges bei den Ganggräbern hingedeutet zu haben. Er bewies die astronomische Bedeutung so mancher bis jetzt rätselhafter vorge-

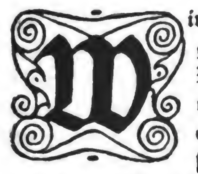
schichtlicher Steinalleen, indem er zeigte, wie die Monolithe rechts und links auf die Richtung bestimmter Gestirne eingestellt sind; eine Art vorgeschichtlicher Meridiankreise also. Und Lockyer sprach auch das erlösende Wort aus, als er sagte, daß der Gang beim Ganggrab ursprünglich keine andere Bedeutung gehabt haben könne als die Nachbildung dieser heiligen Straßen und Tempelalleen.

Der Gang ist es nicht allein. Die gesamte Anlage der älteren Bauten hält, wir sahen es, mit zäher Treue die Erinnerung fest an alte Sonnenheiligtümer.

Wir setzen unsere großen Toten gern in Kirchen bei oder weihen ihnen Kapellen, die sich streng nach dem gerade herrschenden Baustil der Kirche richten. Nichts anderes taten die Neolithiker als sie ihre Gangbauten schufen, Stätten für ihre Toten, die indessen niemals irgendwelchen Menschenwohnungen nachgebildet waren, sondern ihren höchsten Heiligtümern.

Das ist die Lösung des Rätsels der Ganggräber.

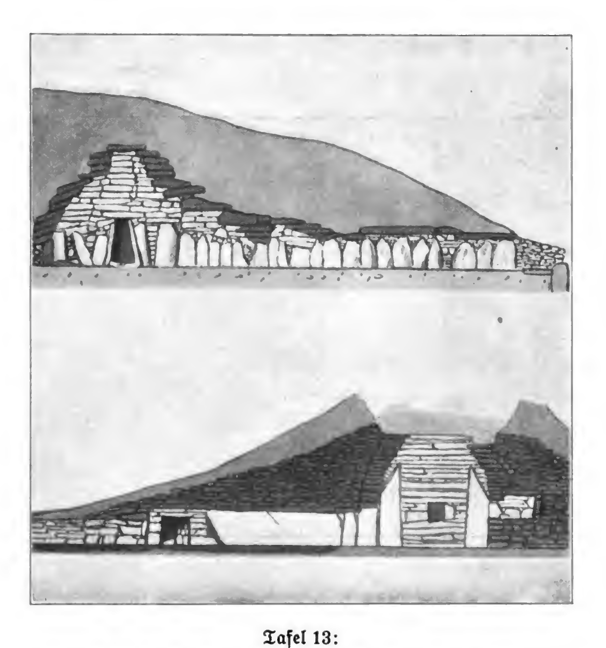
3. Neue architektonische Gedanken



ir haben uns, halb unbewußt, daran gewöhnt, nur geschlossene, unter Dach gebrachte Bauten als Architektur und Monumentalkunst zu empfinden. Wie trügerisch eine solche Empfindung ist, zeigen Freilicht- und Freiluftwerke von der Art Stonehenges und Aveburys, ja zeigt jeder schlichte Altardolmen im Zyklopenstil. Die Megalithen sind die älteste Monumentalkunst der Menschheit, und der germanische Norden Europas ist es, der sie zur Entwicklung brachte.

Aber auch wenn man jenes Vorurteil als berechtigt anerkennen und nur eingedachte Bauten als monumentale Kunst anerkennen wollte, auch dann steht das germanische Nordeuropa der jüngeren Steinzeit am Anfang der Geschichte der Architektur. Denn in den Gangbauten geschah es, daß der erste große Gedanke geschlossener Steinbaukunst zur Reife kam: der Gedanke des Gewölbebaues.

Die Kammern der Ganggräber mußten geschlossene, überdeckte Räume bilden, wenn Leichen in ihnen beigesetzt werden sollten. Für die Überdeckung genügten einfache Steinplatten, wenn der Umfang der Kammer sich in mäßigen Grenzen hielt oder der Grundriß sich nur ins länglich Rechteckige zog, ohne an Breite zuzunehmen. Anders, wenn man bei einer Erweiterung doch festhielt an dem durch die Überlieferung gegebenen kreisförmigen Grundriß. Dann reichte der einfache Megalithenstil nicht mehr aus, und ein neues Konstruktionssystem war zu schaffen. Man fand es im Prinzip des sogenannten falschen Gewölbes. Mit einem Ring von wuchtigen Steinblöcken, die nicht bearbeitet, aber doch so gewählt waren, daß sie eine möglichst breite Ober- und Unterseite boten, wurde der Grundriß abgesteckt. Dann wurde ein zweiter Ring über den ersten, ein dritter über den zweiten gelagert und so fort, bis eine Steintrommel von genügender Höhe gebildet war. Nun zog man den nächsten Ring etwas enger, ließ ihn „überkragen", den folgenden wieder enger, bis der



Tafel 13:

Oben: Durchschnitt eines Ganggrabes bei New-Crange (Irland).
Unten: Durchschnitt des Maeshowe-Hügels.



Tafel 14:
„Bildersteine“ von Routhing-Linn (Northumberland).

Durchmesser so stark zusammengezogen war, daß man den obersten Steinring mit megalithischen Platten decken konnte. Eine entwickeltere Baukunst ließ es auch damit noch nicht bewenden. Sie führte die sich verengenden Steinkreise so eng zusammen, daß zur Deckung schließlich ein Steinblock genügte, der die Blöcke der Steinringe an Umfang nicht übertraf. Damit war dann das bienenkorbförmige sogenannte falsche Gewölbe geschaffen.

Wir haben in der 13. Tafel die Durchschnitte zweier nordischer Gangbauten. In beiden Fällen ist ein Gestein verwendet, das beim Zerteilen gute Spaltflächen liefert. Aber man war nicht angewiesen auf solche Gesteinsarten. Auch mit einfachen Irrblöcken wußte man zu arbeiten. Mörtel ist nirgends in Anwendung gebracht, die Blöcke halten durch ihre eigene Schwere. Es ist die bekannte „zyklopische Bauart", die hier in der Tiefe der Gräber ihre erste Schule durchmachte.

Will man sich überzeugen, wie der Süden den bienenkorbartigen Gewölbebau später technisch ver-

vollkommnete, so vergleiche man den Durchschnitt unseres irischen Grabes mit dem ihm genau entsprechenden bekannten Kuppelgrab bei Mykene, das man früher gern „Schatzhaus des Atreus" nannte. Im Süden hatte die germanische Einwanderung schon ein reicher gegliedertes Gesellschaftsbild geschaffen. Der Staat als Kunstwerk (um diesen Ausdruck Burckhardts zu gebrauchen) war erstanden, und ihm entsprach zwar nicht eine höhere Kultur, wohl aber eine reichere Zivilisation, die sich kundgibt in einer korrekteren technischen Arbeit.

Selbstverständlich sind diese Werke des Südens, die die Höhe der dortigen Bronzekultur bezeichnen, viel jüngeren Datums als ihre nordisch-neolithischen Vorbilder. Man hatte früher bisweilen das Gegenteil angenommen, die vollendeten Bauten des Südens an den Anfang gestellt und die roheren nordischen durch eine immer stärkere Entartung aus ihnen hervorgehen lassen. Über die Unmöglichkeit solcher seltsamer Geschichtskonstruktionen sind sich heute wohl alle wissenschaftlichen Parteien einig. Wenn Mykene

älter wäre als New Grange, dann müßte man folgerecht schließlich die gesamte alte Steinzeit dem Neolithikum nachfolgen lassen, aus dem es durch allmähliche Entartung entstanden wäre. Durch eine geschickte Typenzusammenstellung vom geschliffenen Steinbeil bis zum alten Faustkeil würde sich das sehr hübsch „beweisen" lassen. Aber die Altertumskunde ist endlich soweit, daß sie derartige Beweise mit demselben Gleichmut hinnehmen kann wie etwa die Naturwissenschaft die Entdeckung, daß alle heutigen Affenarten aufzufassen seien als verwilderte niedere Menschenrassen.

So viel vom Künstlerischen und Kunsttechnischen der alten Gangbauten. Aber wir können nicht von diesen für unsere Vorgeschichte so ungemein wichtigen Bauten Abschied nehmen, ohne noch einmal das Kulturgeschichtliche zu streifen.

In Irland hat der Ganggräberbau seine höchste Vollendung erfahren, und Irland zeigt auch den höchsten Typenreichtum an derartigen Werken. Hier also muß der von Süden heraufkommende Toten-

kult seinen Hauptstützpunkt gefunden haben. Ich habe bereits mehrfach auf die kulturgeschichtlich gewiß zum Nachdenken anregende Tatsache hingewiesen, daß dasselbe Irland später auch dem Christentum eine Operationsbasis lieferte für seine Mission im germanischen Norden. Ein Christentum vor Christus nannte ich, was in einem späteren Abschnitt der jüngeren Steinzeit als Totenkult heraufzog, die Sonnenreligion des Nordens umschattete und Altäre und Tempel wie die Dolmen und die Urvorbilder der Gangbauten gleichzeitig (das Wort gleichzeitig ist zu unterstreichen) wie in einen Strudel hinabzog, so daß sie Gräber wurden. Angesichts dieser Kulturstellung Westeuropas und namentlich Irlands ist wohl die Frage zu erwägen, ob nicht stärkere Rassendurchsetzungen, ja vielleicht gelegentliche südnördliche Völkerverschiebungen für das westeuropäische Neolithikum in Rechnung zu stellen sind.

Gleichgültig, wie die schließliche Beantwortung dieser Frage lautet: verdrängt wurde das germanische Element auch damals nicht, selbst nicht im Irischen.

Das europäische Christentum noch des tiefsten Mittelalters hat niemals ganz den passiven, fatalistischen Charakter der orientalischen Weltanschauung angenommen. Und wie scharf das neolithische Christentum vor Christus im europäischen Norden sich unterschied von der gleichzeitigen südlichen Weltanschauung, das lehrt uns eine vergleichende Betrachtung aller Ganggräber.

Ganggräber nämlich sind errichtet worden auch im Süden Europas, und ebenso in Nordafrika und Vorderasien. Und der Bau der Ganggräber hat seine eigene Entwicklung durchgemacht hüben wie drüben. Vergleichen wir nun die schließlichen Ergebnisse, so ist es doch im höchsten Grade fesselnd, wahrzunehmen, welche grundverschiedenen Formen der Grabgedanke, dessen monumental künstlerische Gestaltung von Irland aus in die Welt zog, im Norden und im Süden schließlich annahm.

Die Gangbauten des skandinavisch-norddeutschen Kulturkreises lagen mit ihren Decksteinen offen zutage. In England und Irland haben wir noch

altertümliche Werke, bei denen überhaupt jegliche Erdanschüttung fehlt. Und wo, wie in Irland und Schottland, ein Hügel das ganze pyramidenähnlich umschließt, da wählte man für solche Werke die stolzesten Punkte der Höhenzüge, Landvorsprünge und Gegenden mit weitester Aussicht.

Und wie hielt es damit der Süden? Die Felsengräber des neuen ägyptischen Reiches, des Südens letzte Folgerung, geben die Antwort. Es sind tief in das Gestein sich einbohrende Unterweltbauten, in denen der Totenkult mit all seinen Schrecken und Schauern Gestalt annimmt. Höhlen hat der Süden aus den Gangbauten gemacht — im Norden sind sie immer Höhenwerke geblieben: so tief lag denen im Norden der Sonnenkult, und denen im Süden der Totenkult im Blut.



Drittes Kapitel

Steinerne Walburgen



1. Rätselhafte Zyklopenbauten



it der Renaissance des Sonnenglaubens sehen wir um die Neige der jüngeren Steinzeit die alten Grab gewordenen Tempel wieder frei zutage steigen. In stolzerer, monumentalerer Form treten sie ans Licht: man hatte die Kunst des Wölbens gelernt. Noch sind Werke wie der Maeshowehügel eingebettet in einen mächtigen Erdhügel, der an Unterwelt und Grab erinnert. Aber dann schälen sie sich heraus auch aus dieser Hülle, und die erste Monumentalarchitektur im engeren Sinne, eine Architektur unter Dach und Gewölbe ist Ereignis geworden.

Wir wollen, zunächst noch, ohne nach ihrer Deutung zu fragen, die Bautypen zusammenstellen, die das

vorgeschichtliche Europa aus der Grundidee heraus-entwickelte, in zyklopischer Bauart (heißt also mit rohen Blöcken und ohne Mörtelverband) bienenkorbähnliche Gewölbe über Tage zu errichten. Wieder sehen wir uns umdrängt von einer Fülle verschiedenster Formen. Da sind ganz kleine Grotten, bei denen man, noch ohne reichere technische Erfahrung, „statisch“ mit äußerster Vorsicht arbeitet. Ferner schon trutzigere Anlagen, auf Grundrissen von so stattlichem Durchmesser errichtet, daß man, um das Gewölbe schließen zu können, einen, ja mehrere Pfeiler einstellen muß. Endlich selbst mehrgeschossige Bauten, Zeugnisse eines bereits sehr kühnen architektonischen Denkens. Die Benennungen wechseln in dem sehr weiten Verbreitungsgebiet. Burgs, Brochs oder Pictish towers heißen sie in Schottland sowie auf den Orkney- und Shetlandinseln; Duns auf den Hebriden; Clocháns in Irland; Talayots auf den Balearen; Nuraghen in Sardinien; Truddhi in Süditalien. Leider alles Namen, die das Volk erst in späteren Zeiten prägte, und aus denen etymologisch nichts zu gewinnen ist.

Wir haben uns vorgenommen, über das europäische Stammgebiet der altgermanischen Monumentalkunst nicht hinauszugehen. Das veranlaßt uns zu einer Beschränkung auf Westeuropa und namentlich die westmittelländischen Inseln, in dem jene Werke ein Staugebiet finden, das sie nicht nur in ihrer größten Dichtigkeit, sondern auch ihrem stärksten Formenreichtum zeigt. Andeuten aber müssen wir doch im Vorübergehen, daß die Wissenschaft sich durch immer stärkere Gründe veranlaßt sieht, auch die berühmten und vielumstrittenen Ruinen von Simbabwe in Südostafrika in den zyklopischen Kulturkreis (wie wir ihn kurz nennen wollen) hineinzuziehen. Es ist das eine Frage von äußerster Wichtigkeit für die Kulturgeschichte. Die Simbabweruinen sind technisch besser ausgeführt als die sardinischen Nuraghen, die, wie wir noch sehen werden, den Gipfel der zyklopischen Kultur in Europa bezeichnen. Aber durchaus vorgeschichtlichen, bronzezeitlichen Charakters sind sie trotzdem, und die Umruderung Afrikas war sicherlich nichts Unerreichtes für eine Rasse,

deren Küstenfahrten das fernste Ostasien sich erschlossen.

Doch wir wollen der Entscheidung einer Frage nicht vorgreifen, bei der außer den Altertumsforschern auch die Ethnologen mitzuarbeiten haben. Bleiben wir also bei den Werken Ureuropas. Auch hier ist unsere erste Aufgabe die zeitliche Auflockerung, das Auseinanderpflanzen der so verschiedenen Bauformen durch eine „relative Chronologie".

In großen Zügen haben wir sie bereits mit unserer Aufzählung gegeben und können nun beginnen mit dem Urtypus, den kleinsten, von den rohesten Blöcken umschlossenen Steingrotten. Aus dem Norden und aus dem Süden Europas wollen wir (Tafel 15 und 16) je einen Vertreter dieser Gattung uns ansehen: einen Clochán der irischen Küste und einen Truddhu aus Südostitalien.

Der Steinmantel des Gewölbes zeigt in beiden Fällen eine terrassenförmige Abstufung. Es ist selbstverständlich, daß bei einem falschen Gewölbe zyklopischer Bauart das Äußere sich allmählich verjüngt,

im selben Maße wie auch die inneren Steinkreise nach oben eingezogen werden. Eine förmliche Terrassierung aber war konstruktiv durchaus nicht geboten, ja sie erschwerte eher den ganzen Bau. Bei den Gangbauten ist sie nicht in Anwendung gebracht, und wenn wir sie bei unseren zyklopischen Gewölben plötzlich zutage treten sehen, so gibt diese Eigentümlichkeit uns einen Hinweis auf die Urvorbilder solcher Werke.

Die Urvorbilder — das stellt uns vor die Frage, was solche Bauten überhaupt bedeutet haben mögen. Eine sehr viel erörterte, aber erst in den letzten Jahren wirklich geklärte Frage. In ihrer weiteren architektonischen Entwicklung, die uns noch beschäftigen soll, wurden diese zyklopischen Gewölbe ganz unzweifelhafte sturmfeste Burgen. Gerade bei den Megalithen, zu denen wir alle zyklopische Baukunst noch rechnen dürfen, hat die Altertumskunde sich bisher nicht lange aufgehalten mit feineren Unterscheidungen (erinnern wir uns nur der Dolmen). So entschied man denn kurzer Hand: alle diese Werke,

gleichgültig ob es sich um einen kümmerlichen Truddhu oder einen wehrhaften Nuraghen handelt, sind als Festungen anzusehen.

Ein Truddhu oder ein Clochán, wie er hier vor uns steht, eine Festung? Man braucht kein Stratege zu sein, um zu erkennen, wie denkbar unpraktisch eine solche Terrassenanlage für derartige Zwecke ist. Das Innere konnte nicht viele Flüchtige bergen, das Dach nicht viele Verteidiger tragen, und bei einem Sturmangriff konnte der Feind die Terrassen fast wie eine Treppe benutzen. Das alles waren klare Widerlegungen der Festungsdeutung, und so mußte man schon mindestens für die Truddhi und Clocháns sich abfinden mit einer anderen Erklärung. Der nämlich, daß Werke dieser Art Kultusstätten seien, Heiligtümer, die eine Cella umschlossen.

Was aber konnte die alten Seefahrer veranlassen, aus solchen schlichten Anlagen schließlich so stolze Wehrtürme herauszuentwickeln, wie es die Nuraghen sind?

Nissardi (Contributo per lo studio dei nuraghi,

Rom 1904) sprach das entscheidende Wort aus bei einer Betrachtung über die vollendetsten zyklopischen Gewölbebauten, die sardinischen Nuraghen. Er unterschied: „den Nuraghen kann man nicht ausschließlich als ein Grab ansehen, und ebensowenig ausschließlich als Tempel, oder als einfachen Wehrturm und Feste, oder als Behausung für den Menschen. Vielmehr ist der Nuraghe wahrscheinlich auch ein Tempel gewesen, in dem man das heilige Götterbild bewachte, so daß er eine Stätte des Kultus und der Anbetung darstellte; aber er diente auch dem Stammesoberhaupt als Behausung und Zufluchtsort und gleichzeitig konnte er die Lebensmittel und Schätze aufnehmen und ebensogut die Waffen der Verteidiger bergen wie das Gerät der Landleute."

Knapper noch als Nissardi hat Bezzenberger (Zeitschrift für Ethnologie, 1907) das Wesen aller Gewölbebauten gedeutet durch den einfachen Hinweis auf die wehrhaften Kirchenburgen Böhmens, Siebenbürgens und Bornholms sowie die Kirchburgen des Mittelalters. Ob Truddhu, oder Talayot, oder Clochán:

in ihrer ältesten Gestalt waren diese Werke nichts als Heiligtümer oder Kultusstätten. Solche Stätten sind das letzte, was ein seßhafter Stamm preisgibt. Um sie her schart sich der gelichtete Haufen der Zurückgedrängten zu einer letzten Abwehr. Es ist wie eine Fahne, die die letzten Reste eines zusammengehauenen Heeresteiles um sich sammelt, und die unter keinen Umständen verloren werden darf.

Das erklärt alles. Wir begreifen, weshalb man die Heiligtümer immer mehr im Sinne bloß wehrhafter Festungen ausbaute, und weshalb diese Festungen doch auch nicht einen rein militärischen Charakter hatten. Nur eins noch harrt der Erklärung: weshalb umgab man die ältesten offen zutage liegenden Gewölbebauten gerade mit jener seltsamen Terrassenarchitektur? Von welchen Urvorbildern ging man dabei aus?

Nun, wenn es feststeht, daß diese ältesten Gewölbe Heiligtümer waren, so kann kein archäologisch Unterrichteter auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, wo die Herkunft dieser Terrassenbauten zu



Tafel 15:
Ein Clochán von der irischen Küste.



Tafel 16:
Ein Truddhu aus Südostitalien.

suchen ist. Zahllose Heiligtümer mit terrassenförmiger Abstufung, die freilich nicht aus Steinen gefügt, sondern mit schlichtem Erdreich aufgeworfen sind, haben wir seit der jüngeren Steinzeit namentlich in Ost- und Mitteleuropa. Es sind die Walburgen. Bei ihnen, die von so starker Bedeutung für die Geschichte der Monumentalkunst wurden, müssen wir hier ein wenig verweilen.

2. Die Walburgfrage

Die Plastik ist, wie die Urgeschichte der bildenden Kunst beweist, eine ältere Kunst als die flächenhafte, zweidimensionale Zeichnung, die schon eine künstlerische Berechnung höherer Art voraussetzt. Nachbildungen der Sonnenlaufbahn, wie wir sie in den ebenen Steinsetzungen der Trojaburgen haben, und seien es die einfachsten Spiralen oder konzentrische Kreise, sind bereits Fläche und Zeichnung. Diesen

zweidimensionalen Nachbildungen der nordischen Sonnenlaufbahn entsprechen nun aber dreidimensionale, ins Plastische übersetzte. Es sind die Walburgen; Hügel von oft recht stattlicher Höhe, die entweder terrassenförmig abgestuft oder von einem spiralig sich emporwindenden Gang umgeben sind (Beispiele aus dem Osten und Westen Europas Tafel 17 bis 19).

Walburg — der Name klingt heute der Wissenschaft noch fremd. Aber wir haben sehr zwingende Gründe, ihn hier an die Stelle der allgemein gebräuchlichen, verstümmelten und irreführenden Benennung „Wallburg" zu setzen. Zunächst, weil durch die reinliche Unterscheidung von Walburg und Wallburg ein mäßiger Gelehrtenstreit aus der Welt geschafft wird: der Streit, ob diese Werke als Kultstätten oder als bloße befestigte Plätze zu deuten seien. Den Kultcharakter der eigentlichen Walburgen kann nur leugnen, wer von all den Überlieferungen der Sagen und Sitten, die hier einen Mittelpunkt haben, nichts weiß und zudem die einfach tak-

tische Frage so wenig verfolgt, daß er schließlich jeden Clochán als unbezwingliche Festung ansieht. Aber freilich gibt es auch vorgeschichtliche mit Wall und Graben umzogene feste Plätze, die mit irgendwelchem Kultus nichts zu schaffen haben. Will man sich entschließen, die letztcharakterisierten Anlagen Wallburgen, die Kultstätten aber Walburgen zu nennen, so wäre dieser ganze Streit erledigt.

Eine bloße Verstümmelung der früheren Form Walburg nannte ich die in die Handbücher übergegangene Bezeichnung. Noch heute hat sich die ursprüngliche Form an vielen Orten rein erhalten. Walsburg heißt eine solche Anlage bei Schleiz, das Wal in Thüringen, „Walburgsmay" nannte man die Maienzweige noch zur Zeit des Prätorius, und Walburgisfeuer ist (Paul Herrmann, „Nordische Mythologie", Leipzig 1903) die nordische Benennung der Höhenfeuer. Überall also die Zusammensetzung mit dem Worte Wal, das uns aus Verbindungen wie Walhalla, Walküre, Walstatt so wohlbekannt ist. Von den berühmten beiden schleswigschen Goldhörnern sind wir seit Worsaae

gewohnt, das eine Walhall-, das andere Helheimhorn zu nennen. Jenes zeigte die Darstellungen des Himmels, dieses die der Unterwelt. Das ist der Sinn des Wortes Wal, das einen Hinweis enthält auf den Himmel, das Reich der Sonne und des Sommers. Und nichts anderes ist ja auch die Walburg als eine plastische Darstellung der Himmelsburg, jenes gewaltigen Weltenbergs, den die befreite Sonne alljährlich zur Frühlingszeit wiedergewann.

Auf spätmittelalterlichen Darstellungen, Cranachschen Holzschnitten etwa, sehen wir auf dem Gipfel der Walburg die befreite Frühlingsgöttin in Gestalt einer Heiligen, die man in den Städten wohl Maria nennen mochte, die aber im Volk den Namen der heiligen Walburgis führte. Die Gestalt dieser Heiligen ist in der Kirchengeschichte wohl bekannt, und noch stärkere Verbreitung hat Wort und Begriff der Walburgis- oder Walpurgisnacht. Beides zeigt, wie treu das Volk festhielt an dem uralten Höhen- und Sonnenkult, der Jahreszeitenfeier, die sich im Bereich der Walburgen einmal abgespielt hat. Die



Tafel 17:
Eine Walburg („The Tingwald“ genannt) von der Insel Man.



Tafel 18:
Der „Hausberg“ von Geiselberg in Nieder-Österreich.

christliche Mission ließ alle ihre Künste spielen gegen den heidnischen Brauch. Die Umdeutung der Sonnenbraut in eine Heiligengestalt war das erste. Außer der Walburgis und der Mutter Gottes wurden auch Johannes und Bonifaz zur Heiligung verwertet. Aber die rechten frommen Vorstellungen scheinen sich wohl doch nicht eingestellt zu haben, und so kam das zweite und stärkere Mittel in Anwendung: das der Verdächtigung und Verdammung. Das Wort Walpurgisnacht und die mit ihm verknüpften Vorstellungen zeigen, wie folgerecht man vorging. Dann wieder wurde gedroht mit dem Spuk der weißen Frau, der Teufel und allerlei Zaubergewürm sollten an dem unheimlichen Ort ihr Wesen treiben (in dem Werk „die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens", Leipzig 1909, sollte man nachlesen, was sich allein auf diesem beschränkten Gebiet von solchen Sagen erhalten hat). Und doch war alles umsonst. Die Walburgen blieben heilige Stätten, der Mittelpunkt für unsere großen Feste, die Sonnen- und Jahreszeitenfeste waren seit jeher. An ihnen

wurde zu Ostern Ablaß erteilt, hier vollzog sich das Wunder der Himmelfahrt an einem Heiligen, der Donar ähnlicher sieht als Christus, hier mußte man am Pfingstmorgen und am Himmelfahrtstag den Sonnenaufgang erleben.

Es blieb der Kirche nichts übrig als ein wenig ehrenvoller Friede: da das Volk nun doch immer wieder hinaus walperte oder walfahrte zu den alten Stätten, errichtete man Kapellen, wo man einst Altäre gestürzt hatte. Selbst im Bau dieser Kapellen mußte man noch Zugeständnisse machen. Von einer norddeutschen Walburg, dem sog. Tanzberg bei Jüterbog berichtet eine Mitteilung aus dem 16. Jahrhundert, die Krause in seinem grundlegenden Werk über die „Trojaburgen" (Glogau 1893) anführt, es habe hier ein Tempelchen gestanden, „in welchem sie die Göttin der Morgenröte anbeteten". Das Tempelchen habe kein Fenster gehabt, sondern nur „ein rundes Loch mit einem eisernen Gitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche".

Wohl die letzte kirchliche Umdeutung der Walburgen sind die „Kalvarienberge“, jene spätmittelalterlichen Walfahrtsorte, die als plastische Nachbildungen Golgathas geweiht waren. Abarten dieser Kalvarien-sind die sogtnannten Ölberge, und schlietzlich die Bittstiegen oder Bußtreppen, die gegenüber der Kanzel in der Ecke des hohen Chores angebracht waren. Zu den eigentlichen Walburgen verhalten sich diese Kultstätten ungefähr wie die Labyrinthe oder „Jerusalemwege“ westeuropäischer Kirchen zu den alten Trojaburgen.

Und dann ist noch eins anzumerken. Das nämlich, daß bei einer Reihe von Walburgen die Wände zum Teil im Feuer verglast sind. Die Sage vom feuerumloderten Walkürenberg ist uns vertraut, und dieser Zauberberg der Sage mag seine irdischen Vorbilder gehabt haben. Einen sehr klaren Beweis, daß die Verglasungen geweihter Höhen nicht von irgendwelchen Brandunglücken herrühren, sondern von heiligen Kultfeuern, liefert der Anfang einer altdänischen Ballade, die Grundtwig („Danmarks gamle

Folkeviser", Nr. 3) mitteilt. Die Eingangsverse dieser Ballade lauten:

> Jung Sivard hatte ein Roß so zahm,
> Vom Glasberg er stolz Brünhild nahm,
> Er nahm sie am hellichten Tage.

Die ganze Ballade ist eine unzweideutige Variante der uralten Sigurdsage. Der „Glasberg", von dem der Held die wiedererwachte Sonnenfrau Brünhild entführt, kann nur als ein solcher in heiligem Feuer verglaster Walburghügel gedeutet werden.

Die Walburgis- oder Höhenfeuer lodern noch heute überall auf in germanischen Ländern, zu Ostern und in der Mittsommernacht. In der Walkürendeutung hat germanische Phantasie einer uralten Sitte eine Verklärung gegeben, so rein und hehr, als die Verdächtigungen der Kirche gemein und niedrig sind. Suchen wir nach dem Ursprung der Höhenfeuer, so gelangen wir wie bei den Trojaburgen in schamanistisch alte Zeiten, und in ihrem irdischen Ebenbild, dem Feuer, wird die Sonne bezaubert. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Geschichte der Walburgen von

diesen Urzeiten her zu verfolgen bis zur Gegenwart, wo sie im Norden die Walburgisfeuer im dreifachen Reigen — einer Trojaburg aus Menschen — umtanzen. Die Urvorbilder der Truddhi und Clochâns, der ältesten Gewölbebauten mit ihrer seltsamen Terrassierung wollten wir kennen lernen. Das ist geschehen, und wir können nun der weiteren Entwicklung dieser zyklopischen Kunstwerke folgen.

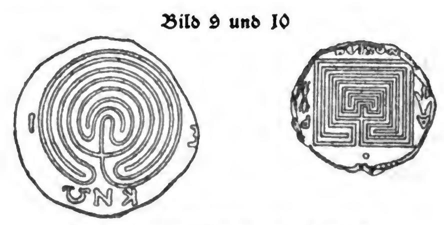
3. Wie die Walburg zur Wallburg wurde



ei einem Dolmen wie dem auf Tafel 2 gegebenen wird auch dem flüchtigen Blick die Ähnlichkeit mit einer vierfach abgestuften Walburg auffallen, deren Gipfel ein Altar krönt. Die reichsten Entwicklungsmöglichkeiten scheinen in neusteinzeitlichen Werken solcher Art enthalten. Und diese Entwicklungsmöglichkeiten haben sie in der Tat geborgen, und man hat sie benutzt. Die babylonischen Türme sind die letzte und stolzeste Folgerung gewesen. Der kreisrunde Grundriß freilich

ist aufgehoben. Dem Süden war er bedeutungslos, und bei den berühmten knossischen Münzen (die natürlich jüngeren Datums sind), sehen wir, mit welcher Kunst man im Süden die labyrinthischen Trojaburgen des skandinavisch-norddeutschen Kultur-

Bild 9 und 10



Altgriechische Münzen von Knossos.

kreises umzuformen verstand ins rechtwinklig Mäandrische (siehe die Textbilder 9 und 10). Nur der quadratische Grundriß, dessen vier Seiten genau nach den vier Himmelsrichtungen orientiert sind, hatte im Süden Sinn und Bedeutung. Auf ihm bauen die babylonischen Türme sich auf, die im übrigen

die Eigentümlichkeiten ihrer Urvorbilder, die Terrassierung und das Sonnenheiligtum der Höhe, beibehalten.

Europa hat Tempeltürme von dieser Schönheit und Pracht niemals gesehen. Die Entwicklung wies hier auf andere Bahnen. Nicht prunkvolle Tempel, sondern wehrhafte Festen mußten die Heiligtümer in Gebieten werden, die immer wieder umbrandet wurden vom wildesten Völkerkreislauf. Eine feste Burg war ihr Gott schon Jahrtausende vor Luther. Dieser Wille zur Wehrhaftigkeit hat die Entwicklung bestimmt. Er hat die Walburgen zu Wallburgen gemacht, und die schlichten Heiligtümer altzyklopischer Bauart sich auswachsen lassen zu jenen trutzigen Festen, die auch in ihren Trümmern noch unsere Bewunderung erregen.

Die erste Umgestaltung ließ die terrassenförmige Abstufung des Steinmantels preisgeben, die jedem Angriff soviel Vorteil bot. Eine Einziehung der überlagernden Steinkreise blieb wohl unerläßliche Bedingung bei jedem zyklopisch angelegten Werk, aber

diese Einziehung wurde auf das Mindestmaß beschränkt. Die klassische Form dieses Entwicklungsstadiums findet sich in zahlreichen Beispielen auf den Balearen. Man nennt die Werke dort Talayots. In der 20. Tafel geben wir die Ansicht eines solchen Bauwerks. Auch hier blieb der Kern des Ganzen noch das schlichte Gewölbe. Nur war dieses Gewölbe nun von einer stärkeren Mauer umgeben, und während die Cella den Flüchtigen Schutz bot, gab ein breiteres Dach den Verteidigern gleichzeitig die Möglichkeit, den Angreifern zuzusetzen.

Im Talayot sind die zyklopischen Gewölbe bereits kleine Fluchtburgen geworden. Diese Umwandlung war nun der Anlaß zu einer kunstgeschichtlich höchst wichtigen Neuerung. Die Cella mußte, wenn sie auch nur eine verhältnismäßig kleine Schar von Flüchtigen bergen sollte, stark vergrößert werden. Der Grundsatz des falschen Gewölbes vertrug nur eine geringe Erweiterung, und das brachte auf den Gedanken, durch Säuleneinstellungen zwei, ja drei Gewölbe im nämlichen Raum zu vereinen.



Tafel 19:
Walburg bei Obergänserndorf (Österreich).



Tafel 20:
Ein Talayot von den Balearen.

Unser II. Textbild zeigt den Durchschnitt und Grundriß eines derart erweiterten Talayots. Der Mittelpfeiler erhebt sich auf möglichst kleiner Basis, die überlagernden Steine laden seitlich aus, bis sie entweder in unmittelbare Berührung kommen mit den

Bild II



Durchschnitt und Grundriß eines Talayot auf Mallorca

sich verengenden Kreisen des inneren Mauerwerks, oder die Verjüngung soweit durchgeführt ist, daß das Ganze mit Steinplatten gedeckt werden kann. Die letzte Folgerung dieser Bauart ist die, daß ein ganzer Ring von Steinpfeilern dem Grundriß ein-

gegliedert wird, die sich nach innen zu einem Bienenkorbgewölbe schließen, und durch ein wulstartiges Gewölbe mit dem Mauerwerk verbunden sind.

Die Gestalt der eingestellten Säulen ist wichtig. Wie schon erwähnt, verlangte es die Zweckmäßigkeit, diese Steinpfeiler am Grund möglichst knapp zu halten und erst nach der Höhe sie ausladen zu lassen. Die Form muß sehr lange in Übung gewesen sein. Das Auge gewöhnte sich an die Zweckform, man empfand sie als schön und hielt sie noch bei, als sie bautechnisch längst schon überwunden war. Ein in so ziemlich allen Kunstgeschichten wiederkehrendes Bild zeigt uns den Eingang zum sogenannten Schatzhaus des Atreus in Mykene. Die flankierenden Säulen verjüngen sich nach ihrer Basis zu. Eine Eigenheit, die in der mykenischen und der gesamten pelasgischen Kunst typisch ist. Sie ist vollkommen unverständlich, wenn wir alle Säulen herleiten wollen aus dem Holzbau. Der Holzbau verlangt unter allen Umständen die Verjüngung nach oben. Denken wir aber an die Steinpfeiler zyklo-

pischer Fluchtburgen, dann verstehen wir sehr wohl auch die Eigenheit der mykenisch-pelasgischen Säule.

Mit den Pfeilereinstellungen waren die Fluchtburgen schon einigermaßen erweitert. Aber noch mehr Raum wurde für eine wirkungsvolle Verteidigung verlangt. Das führte schließlich auf den Gedanken einer Anlage von zwei, ja drei übereinanderliegenden Stockwerken, regelrechten Wehrtürmen also. Und diese Neuerung ist kultur- und kunstgeschichtlich so wichtig, daß wir ihrer etwas ausführlicher gedenken müssen.

4. Urgeschichte des Burgbaues



it zwei bezeichnenden Vertretern aus dem Norden und Süden Europas haben wir die Betrachtung der steinernen Walburgen begonnen; zwei entsprechende Beispiele sollen uns auch bei der Urgeschichte des Burgbaues zunächst eine Vorstellung sichern: Ein „Broch" von den Shetlandinseln, und ein „Nuraghe" aus Sar-

dinien, dem Lande, das diesen Bauten im vorgeschichtlichen Europa die höchste Vollendung gab (Tafel 21 und 22). Ganz wie die Talayots bieten auch diese Werke im Äußeren den Anblick eines abgestumpften Kegels, und nur durch ihre größere Höhe scheinen sie sich auszuzeichnen. Bis zu 20 Metern steigen einige Nuraghen auf über einem Grundriß von 15 Metern Durchmesser. Und diese Nuraghen sind in zyklopischer Bauart, ohne jeden Mörtelverband durchgeführt.

Von einem sardinischen Turm, dem berühmten Nuraghe nieddu oder schwarzen Nuraghen geben wir auch (Tafel 23) Grundriß und Durchschnitt wieder. Ein schmaler Gang führt durch das dicke Mauerwerk zu den unteren Kammern. Vom Gang sowie von der Rückseite und rechts der Kammer zweigen drei kleinere Nischen sich ab. Eine aus dem massigen Steinmantel ausgesparte Treppe führt in Spiralwindungen, der Mauer folgend, zum Obergeschoß und von hier zur Deckplatte. Der Eingang zur Treppe liegt in unserem Fall ebener Erde. Später



Tafel 21:
Der Nuraghe nieddu (schwarze Nuraghe) auf Sardinien.



Tafel 22:
Ein „Broch“ von den Shetland-Inseln.

gewöhnte man sich, ihn in einer Höhe von zwei bis vier Metern anzulegen und die Zugangsöffnung möglichst klein zu halten. Man hatte bei dieser Neuerung den Vorteil, daß man sich auf leicht einzuziehenden Strickleitern in das obere Geschoß flüchten konnte, wenn das untere bereits genommen war; der knappe Zugang war ohne weiteres zu verbarrikadieren. Es ist kulturgeschichtlich wichtig, daß dieses bewährte Motiv allenthalben in Europa bis ins späteste Mittelalter beibehalten wurde.

In gerader Linie sehen wir die Entwicklung von diesen zyklopischen Bauten, die germanisch-europäischer Geist ersann, weiterschreiten zu den berühmten Burgen von Troja, Tiryns, Mykenä. Welche Bedeutung nun diese Burgen für unsere große Kulturgeschichte haben, hat Schuchhardt klar dargelegt („Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen", in den Neuen Jahrbüchern, Leipzig 1908). Er macht aufmerksam auf die vielen gemeinsamen Züge unserer altsächsischen und der ältesten Burgen auf griechischem Gebiet, auf die Abhängigkeit der einen Bau-

form von der anderen, und die Priorität der nordisch-europäischen. In klarer Unterscheidung hält er sodann die drei späteren Entwicklungsstadien in der Urgeschichte des Burgbaues auseinander. Reine Fluchtburgen, die man nur in kriegerischen Zeiten, und auch dann nur in harter Bedrängnis aufsuchte, waren alle derartige Anlagen ursprünglich. Auf Höhen waren sie errichtet. In der Ebene breiteten die offenen Siedelungen in weitem Umfang sich aus; der Gutshof des Gauherrn und alle die anderen offenen Höfe der Freien, die sich gar so stark nicht voneinander unterschieden.

Es ist bekannt, wie im Süden dann der Gegensatz zwischen Fürst und Untertanen sich schärfer ausprägte, der Herrenhof also immer mehr auffallen mußte durch einen stetig gesteigerten Prunk. Die Fluchtburg gab außer den Menschen auch ihren Kostbarkeiten Schutz. So war es denn nur natürlich, daß, je später je unzweideutiger, diese Burg in ihrer Einrichtung in erster Linie abhängig war von den Bestimmungen des Fürsten. Und ebenso, daß der Fürst schließlich die unvermeid-

liche Folgerung zog: die Trennung von Hof und Burg aufhob und ständig wohnen blieb in der sturmfesten Burg. Ein Herrensitz war die frühere Fluchtburg geworden, und das einst so prunkvolle Gehöft im Tal umschloß nur noch Ställe, Scheunen und Wohnungen für das Gefolge. Bis tief ins 11. Jahrhundert hat dieser Zustand im nördlichen Deutschland angehalten. Dann zogen die Ummauerungen und Umwallungen der Herrenburg ihre Kreise weiter und nahmen auch die bis dahin offenen Siedelungen auf in ihren Schutz. Der Bergfrit war nur noch der Mittelpunkt einer weiten, reichgegliederten Burganlage, und die Burganlage war der Keim der Stadt mit all ihren so unendlich mannigfaltigen Entwicklungsmöglichkeiten.

Von der Fluchtburg zum Herrensitz, zur Burg und zur Stadt: das alles ist von Schuchhardt in zwingender Logik nachgewiesen. Etwas energischer herausgearbeitet wünschte man sich nur, was er dann über die älteste Geschichte, die eigentlichen Grundlagen des Burgbaues andeutet. Die betreffenden Sätze lauten: „Die Herren haben um ihren Hof

nach und nach verschiedene Kulte eingerichtet, während die alten großen Landesgottheiten Athena und Poseidon-Erechtheus von Anfang an auf der Burg verehrt wurden, wie es insgemein auf Fluchtburgen der Fall gewesen zu sein scheint: auf dem Hügel neben dem Hofe des Oinomaos wurde Kronos verehrt, auf der Burg zu Pergamon steht der uralte Aschenaltar des Zeus, auf den großen Sachsenburgen werden von Karl d. Gr. die ersten christlichen Kirchen gebaut, offenbar an der Stelle alter heidnischer Kulte."

Kultbauten waren die ältesten Burgen uranfangs, und aus Kultgedanken heraus sind sie in allen ihren Eigenheiten entstanden. Das erklärt uns das sonst vollkommen Widersinnige, wie die Burg, das mühseligste, stolzeste Werk des Gaues, so lange unbewohnt inmitten der Siedelung bleiben konnte. Es war das Haus der Gottheit, das wohl Flüchtigen Schutz geben konnte, als deren ständige Behausung aber entweiht worden wäre. Die Kastengliederung, das Fürsten- und Untertanensystem mußte schon sehr weit ausgebildet sein, ehe ein Herr es wagen durfte,

die Kultburg zu seiner Dynastenburg zu wählen. Es ist nur natürlich, daß im Südosten, in den Ländern sich gottähnlich dünkender Fürsten, zuerst solche Dynastenburgen erstanden, daß das deutsche Mittelalter sie erst so spät gelten ließ, und daß in den skandinavischen Rundkirchen, die wir nun kennen lernen wollen, die Umdeutung überhaupt nie möglich war.

Auf Höhen legte man solche Burgen an. Ohne Zweifel in späteren Zeiten mit aus der Erwägung, daß in einer solchen Lage eine größere Wehrhaftigkeit gesichert war. Aber in freien Ebenen wurden solche Hügel auch oft künstlich aufgeschüttet, und wenn diese Hügel oft die Terrassengliederung oder den Spiralzugang der babylonischen Türme oder der Walburgen zeigen, so ist es klar, welche uralte Gedanken hier entscheidend waren. Im Sonnenkult, dem vom europäischen Norden gekommenen germanischen Sonnenkult laufen schließlich alle Betrachtungen aus, die sich mit der Urgeschichte unserer Monumentalkunst beschäftigen.



Viertes Kapitel

Die Bornholmer Rundkirchen



I. Ursprüngliche und hinzugefügte Teile

Die Verästelungen, die von den alten Kultwehrtürmen hinauslaufen in das weite Gebiet der Weltgeschichte der Kunst, sind so reich und fein verzweigt, daß eine ganze Kunstgeschichte geben müßte, wer sie alle verfolgen wollte. Drei Hauptstämme lassen sich unterscheiden. Der erste weist in den Orient, dessen kuppelschweres Zentralbausystem langsam herauswuchs aus den schlichten Gewölben. Der zweite beherrscht das Mittelmeergebiet, und seine Zweige tragen die Früchte der späteren römischen und schließlich romanischen Kunst. Der dritte aber gehört dem germanischen Norden. Hier hat die Zentralbaukunst ihre eigene, von den südlichen und östlichen Kulturen unbe-

einflußte Entwicklung durchgemacht. Und wie die nordische Landschaft länger ihren wilden und großen Charakter bewahrte, so auch konnte sich hier die zyklopisch urtümliche Art in der monumentalen Kunst rein erhalten trotz aller Wandlungen der Technik.

Wir wollen die letzten Werke einer rein germanisch-nordischen Zentralbaukunst ansehen. Ihr Typus ist wohl am besten erhalten in den berühmten vier Rundkirchen der Insel Bornholm, oder Burgendaland, wie dieses klassische Gebiet nordischer Vorzeit einst hieß.

Alle vier Rundkirchen sind auf Höhen errichtet. Sie gehören mit zu den Merkzeichen für die auf Bornholm zuhaltenden Schiffe. Man möchte die auffallenden, weiß gekalkten und schwarz überdachten Türme von seltsam gedrungener Gestalt für primitive Burganlagen halten, wäre das spitze Kirchendach nicht da. Aber selbst das hat etwas von einer Sturmhaube, wie es in die Mauer gleichsam hineingedrückt ist und unter nicht allzugroßem Winkel emporsteigt.

Der Eindruck wird nicht aufgehoben, sondern wird bestätigt, wenn wir das Innere der Rundkirchen betrachten. Der Durchschnitt ist nach der Höhe zu dreifach gegliedert: zwei Stockwerke und ein Dachgeschoß. Von einem Stockwerk zum andren führen Steintreppen, 60—70 Zentimeter breit, ausgespart aus dem bis zwei Meter starken Mauerkörper. Nur das Erdgeschoß dient kirchlichen Zwecken; der Mittelstock ist schon ganz Burgstil; und prüfen wir gar das Dachgeschoß (am besten bei der größten Bornholmer Rundkirche, der Österlarskirche), so machen wir die Entdeckung, daß diese Gotteshäuser in der Zeit ihrer Entstehung nicht nur einigermaßen, sondern ganz und gar kriegerischen Wehrtürmen entsprechen. Das spitze Dach, das den ganzen Mauerkörper deckt, wurde erst später aufgesetzt. Die Plattform des Daches hat zwei Mauerringe, getrennt durch einen breiten Wehrgang. Die ursprüngliche Bedachung setzte auf dem inneren Ring an, während der äußere durchbrochen war von regelrechten Zinnen.

Mit diesen Elementen der Mehrgeschossigkeit, der eigenartigen Treppenanlagen und dem Wehrhaften ist der Abstand zwischen mittelalterlicher Kirche und urgermanischer Burganlage schon bedeutend verringert. Anderes kommt hinzu. Unterscheiden wir genauer zunächst am Äußeren der Oleskirche (Tafel 24) das Ursprüngliche vom Hinzugefügten. Wir bemerken Strebepfeiler (die Österlarskirche ist ganz umstellt von ihnen), doch diese Strebepfeiler einer späteren Kirchenbaukunst wurden erst angelehnt, als die altersschwachen Mauern zu zerfallen drohten.

Weiter ist dem Eingang eine Halle vorgelagert, die sogenannte Waffenhalle, in der nach einem vorsichtigen Gebot der Kirche jeder Besucher vor dem Eintritt seine Waffen niederlegen mußte. Auch sie ist spätere Zutat, so daß also auch nach dieser Seite der kreisrunde Grundriß der Turm- und Burganlage gewahrt war.

Nur im Vorübergehen braucht erwähnt zu werden, daß auch die großen Tür- und Fensteröffnungen erst in der Reformationszeit angelegt wurden und die

alten schmalen Zugänge und Schießscharten ähnlichen Fensterschlitze den trotzig verschlossenen Stil des Ganzen innehielten. Die Hauptfrage, über die am heftigsten von den Historikern der Rundkirchen gestritten wird, lautet: ist nicht auch Chor und Apsis bloße Zutat?

Ohne weiteres wird von den Fachleuten ausnahmslos zugegeben, daß die letzte Erweiterung, die Apsis mit der ersten Anlage nichts zu schaffen hat, der Grundriß hier also bestimmt zu vereinfachen ist. Nicht ganz so klar liegt die Sache beim Chor. Ein Beobachter des 18. Jahrhunderts, de Thurah („Omstaendelig och tilforladelig Beskrivelse over den . . . Ön Bornholm" usw., Kopenhagen 1756), bestritt die ursprüngliche Existenz des Chores, und seiner Meinung schloß die neuere Forschung sich an. Nun hat aber Laske („Die vier Rundkirchen auf Bornholm", Berlin 1902) das Unhaltbare einer in solch schroffer Form ausgesprochenen Meinung nachweisen können. Mehr oder weniger ist an der Chorseite der Grundriß abgeflacht, und wenn diese Ab-

flachung dann auch bei der Hochführung der Mauer beibehalten ist, so spricht eine solche Tatsache entschieden für die gleichzeitige Entstehung von Turm und Chor. Ferner mündet die Treppe, deren Zugang wie bei alten Burgen hochgelegen ist, in der Regel in einer durch Chor und Turm gebildeten Ecke.

Was also ergibt sich daraus?

Es ergibt sich vor allem, daß wir auch hier entwicklungsgeschichtlich aufzulockern haben. Die Abflachung der Chorseite ist in den verschiedenen Fällen ungleich. Am stärksten ist sie in der unzweifelhaft jüngsten Kirche, der Österlarskirche, während sie im altertümlichsten Fall, der Nylarskirche, auch auf dem von Laske gegebenen Grundriß überhaupt nicht wahrnehmbar ist. Gleichzeitig mündet die Treppe der Nylarskirche nicht in einer Ecke zwischen Chor und Turm, sondern seitlich im Mauerkörper. Daraus darf wohl unbedenklich gefolgert werden, daß man später Turm und Chor gleichzeitig aufführte, daß aber der Urtypus der Wehrkirchen den Chor noch nicht gekannt hat. Zu erwägen wäre, ob nicht der

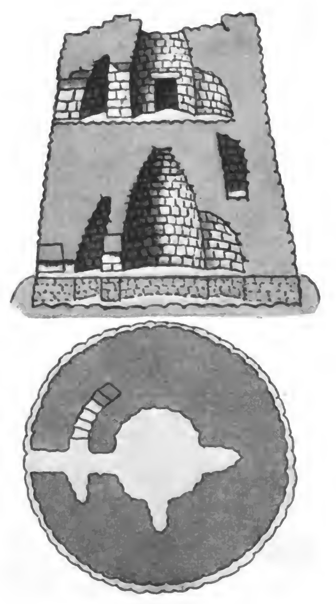
Eingang überhaupt an der Mauerseite lag, die auch den Treppenzugang hatte, so daß wir an der heutigen Eingangsstelle außer der Waffenhalle auch das innere Portal fortzudenken hätten. Das aber ist eine nebensächliche Frage. Wichtig ist, daß die genauere Unterscheidung von Älterem und Jüngerem uns das Recht gibt, den ursprünglichen Aufriß in der Form wiederherzustellen wie sie die Tafel 25 gibt.

Wir sehen einen schlichten Rundturm, dessen Ringe sich nicht nach der Höhe zu verjüngen, sondern gerade emporsteigen. Ein mächtiger Mittelpfeiler geht durch die Gesamtanlage. In den beiden eingewölbten Stockwerken lädt er nach oben aus und tritt in Verbindung zu den von der Umfassungsmauer hinüberlangenden Steinmassen. Am Dachgeschoß schneidet er in Zinnenhöhe ab. Wahrscheinlich trug er hier nur das Gebälk für die Eindachung des Mittelringes, wie die Tafel es andeutet. Laske nimmt mit de Thura an, daß auf der steinernen Kuppe noch ein kleiner Luginsland aus Holz aufgeführt worden sei, was dann ein reicher gegliedertes Profil

der Bedachung ergeben würde. Es sind indessen keine bestimmten Zeugnisse für diese Ansicht zu erbringen und auch de Thuras Zeichnung geht von einer bloßen Vermutung aus.

Die einzelnen Stockwerke des Rundturmes klingen stark an Talayots mit Pfeilereinstellung an (Figur 11). Bei den erhaltenen Nuraghen fehlt die Pfeilereinstellung. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß es solche gab, denn gerade diese mächtigsten Werke waren der Gefahr des Einsturzes am meisten ausgesetzt. Was aber keinesfalls bei den zyklopisch aufgeführten Nuraghen denkbar war, das ist die unverjüngt ansteigende Umfassungsmauer. Daß man sie ausführen und so die Vereinigung eines breiten Talayots und hohen Nuraghen noch weiterbilden konnte, das war ermöglicht nur durch die bautechnisch so ungeheuer wichtige Erfindung des Mörtels.

Ist es eine Erfindung des Südens? Bekam der Norden sie durch bloße Kulturübertragung? Es ist behauptet worden. Die Ansicht wird indessen widerlegt durch eine genauere Untersuchung des



Tafel 23:
Durchschnitt des Nuraghe nieddu.



Tafel 24:
Die Oleskirche auf Bornholm.

Wölbesystems der Rundkirchen. Tafel 26 erläutert die Gewölbeart durch einen Einblick in das Mittelgeschoß der Österlarskirche. Hätte man von Süden die Erfindung des Mörtels übernommen, so würde man sich ohne allen Zweifel auch die dort ausgebildete Technik des „Keilschnittsystems" angeeignet haben. Das aber blieb dem Norden unbekannt. Wulstartig lagern die Granitmassen sich um die Säulen, durch riesige Mengen von Mörtel untereinander verbunden. Es ist das ausgesprochene Mittelglied zwischen der einfach zyklopischen Bauart und der mit scharfkantig zugehauenen Steinen arbeitenden des Keilschnittsystems.

So blieben uns in den seltsamen Rundkirchen von Bornholm also die letzten Zeugnisse einer untergegangenen Epoche der Baukunst erhalten. Aufgabe der Universalhistoriker der Kunst muß es bleiben, die Andeutungen zu ermitteln, die die rätselhaften Werke über die Kultur- und Kunstentwicklung des Südens und Ostens machen. Unsere Sache hier ist die Kultur des germanischen Nordens. Und für sie ist aus den Rundkirchen Bornholms fürwahr genug herauszulesen.

2. Beziehungen zu späteren Bauformen

Der Bergfriet wurde des öfteren genannt. Seine Herkunft aus den uralten Fluchtburgen, seine Beziehungen zu Werken wie den Bornholmer Rundkirchen (diese Kirchen als Bauformen genommen) sind nicht zu leugnen. Eine bestimmte Art des Bergfriets nun ist hier besonders zu erwähnen: die Donjons in Frankreich, die unter normännischem, also unmittelbar nordgermanischem Einfluß entstanden. Auch die typischen Donjons sind mehrgeschossige Anlagen, haben die aus dem Mauerwerk ausgesparte Treppe mit hochgelegenem Zugang und zeigen im Querschnitt den durch das Ganze gehenden steinernen Mittelpfeiler. Laske folgert sehr richtig: „Diese Mittelpfeiler sind die Vorläufer der in den Remtern der Ordensritter und den Prunksälen der Burgen des späteren gotischen Baustils errichteten Steinsäulen, die, wie hier (bei den Bornholmer Turmkirchen und den Donjons) die Decken

tragen — wenn auch dort in durchdachterer, poesievollerer Konstruktion und anmutigerer, feinerer Gestalt."

Was ist nicht alles geschehen, um den „romanischen" und den „gotischen" Stil nachzuweisen als das Werk einer rein christlichen, also aus dem Orient überkommenen Kirchenkultur! An einer Menge von Einzelheiten und Nebensächlichkeiten stimmt es, und mit gutem Grund gehen die Kunstgeschichten, die auf den Orient eingestellt sind, von solchen Einzelheiten aus; von Kapitälformen, Ornamenten und ähnlichem (wenngleich sie nicht näher zusehen, woher der Orient eigentlich die Urformen dieser Motive bekam). Gehen wir aber vom Ganzen aus, von den großen Bauformen, so zerfließen die Beziehungen zum Orient in Nichts, und alle Spuren führen uns zum Norden. In der politischen Geschichte sind wir weiter als in der künstlerischen. Wir würden niemand ernst nehmen, der es wagen wollte, die wenigen in der Tat nachweisbaren Züge nach Westen, die der Hunnen, Mongolen, Türken usw., als die

Anregungen und Triebkräfte unserer gesamten mittelalterlichen Geschichte nachzuweisen; der nicht zugeben wollte, daß mindestens seit der sogenannten großen Völkerwanderung alle entscheidenden Anregungen vom germanischen Norden ausgegangen sind. Nicht stärker zu veranschlagen aber als die politischen Einwirkungen der östlichen Horden sind die aus Asien nach Europa verpflanzten künstlerischen Motive.

Wir hörten von Talayots mit mehreren eingebauten Pfeilern und sagten, die letzte Folgerung dieser Bauart sei es, dem Grundriß einen ganzen Ring von Steinpfeilern einzugliedern, die sich nach innen zu einem Bienenkorbgewölbe schlossen, und durch ein wulstartiges Gewölbe mit dem Mauerwerk verbunden waren. Diese denkbar vollendetste Form des Talayots finden wir wieder in den beiden eingewölbten Geschossen des prächtigsten Bornholmer Turmbaues, der Österlarskirche. Ihr Bautypus ist kunstgeschichtlich von stärkster Anregungskraft gewesen.

Friedrich Seeßelberg hat in seinem schon ge-

nannten Werk über „die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker“ — einem Werk, das die alte chinesische Mauer zwischen „vorgeschichtlicher“ und „geschichtlicher“ Kunst- und Kulturgeschichte endlich und endgültig niedergelegt hat — den Beweis geliefert, daß Formen, wie wir sie hier haben, unmittelbar übergegangen sind in die wohlbekannten, aber bisher unerklärlichen Formen der in den germanischen Ländern vorkommenden Doppelkirchen und Doppelkapellen. Er hat ferner gezeigt, daß die bloße Preisgabe der Zweigeschossigkeit im Mittelschiff beim Österlarstypus hinüberleiten mußte zu den Urbildern der Werke, die kunstgeschichtlich vertreten sind in der Nymwegener Karlskapelle, dem Aachener Münster, der Kirche zu Ottmarsheim und Sankt Michael zu Fulda.

Es fragt sich: was konnte die germanische Baukunst veranlassen, nur an der Peripherie ihrer Zentralbauten die Mehrgeschossigkeit beizubehalten, den Mittel- und Hauptraum aber steil und ununterbrochen hochzuführen?

Wir haben die Antwort, wenn wir, den Kreis unserer Betrachtungen erweiternd, auch der germanischen Holzbaukunst und ihrer Entwicklung gedenken. Diese Entwicklung war beherrscht vom Willen zur Senkrechten, von der Tendenz, stehende, nicht liegende Bauten zu schaffen. Wenn man naturwissenschaftlich den Menschen als die Art bezeichnen darf, die sich von den anderen besonders unterscheidet durch ihre aufrechte Haltung, so können wir einen ähnlichen Unterschied auch in der Geschichte der Baukunst machen. Die stehenden, aufrechten Bauten aber, die sich erheben über das — wenn das Wort erlaubt ist — architektonische Vierfüßlertum, die hat uns das im germanischen Norden entwickelte stolze Raumgefühl mit seinem Willen zur Senkrechten geschaffen.

An die Holzbaukunst wollten wir denken. Vom lagernden Blockbaustil ging sie einst aus*). Als

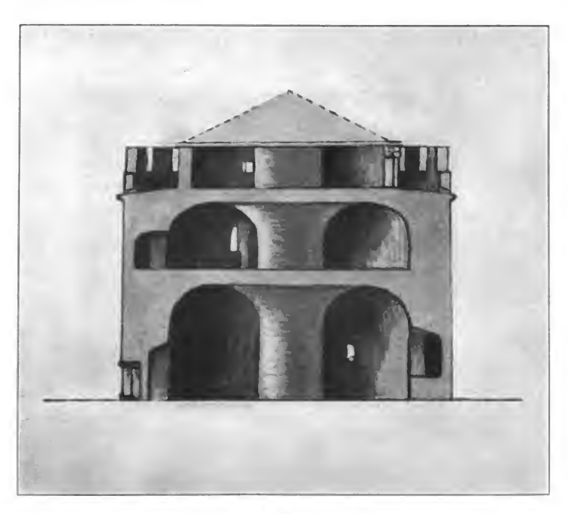
*) Über die Urform des germanischen Holzbaues, von der sich bisher nur einiges sagen ließ, haben wir endlich durch die mit Recht berühmt gewordenen Ausgrabungen Schuch-

man dann in den Hütten mehr Platz schaffen wollte, erweiterte man sie nicht, sondern erhöhte sie. Das Stabwerk ersetzte den Blockverband, und die Bohlen des Stabwerks waren senkrecht gestellt. Bei den zweigeschossigen Anlagen, bei denen das untere noch Block-, das obere schon Stabwerkverband zeigte, blieb man nicht stehen. Bei den Königshallen und zuletzt den Stabkirchen wurde für den Mittelraum die Zwischendecke durchbrochen. Und das ist nicht etwas Ähnliches, das ist vollkommen das Gleiche was man auch an den Steintürmen schuf, als man deren Mittelschiff hoch aufragen ließ. Der Wille zur Senkrechten wollte es so, ein Wille der übermächtig sein mußte in einer Rasse, die an einen Weltberg glaubte, und deren Heiligtümer durch Jahrtausende hindurch freie Walburgen waren.

---

hardts auf der sogenannten Römerschanze bei Potsdam auch direkte Zeugnisse. Zu vergleichen ist Schuchhardts Bericht im 2. Heft der „Prähistorischen Zeitschrift", Berlin 1909. Die von Schuchhardt angewandte Grabetechnik hat Anfang 1910 bei Buch zur Entdeckung einer ganzen germanischen Siedelung durch Dr. Kiekebusch geführt, von der bei Abschluß dieser Schrift an die 100 Grundrisse festgestellt waren.

Auch bei den Turmkirchen können wir es uns versagen, auf alle Beziehungen einzugehen, die sie mit der späteren Kunstgeschichte verknüpfen. Es würde in diesem Falle zu erläutern sein, wie bei der Vereinigung der Holz- und der Steinbaukunst, bei dem Zusammenschweißen von Langhaus und Turm schließlich aus der Turmkirche ein Kirchturm wurde. Seeßelberg hat alles wesentliche gesagt. Das Entscheidende, was noch einmal hervorzuheben ist, bleibt der Zusammenhang mit den Wehrtürmen, den Kult- und Fluchtburgen der Vorzeit. Germanische Seewanderer haben ihren Typus vor vielen Jahrtausenden geschaffen, und dieser Typus erwies sich als so entwicklungsstark, daß er sich spalten konnte in die Zentralbausysteme des Orients, des Mittelmeergebiets und des germanischen Nordens. Drei Systeme, deren jedes seine eigene und unabhängige Entwicklung durchmachte, und deren reiche Erfahrungen dann zusammengefaßt wurden auf deutschem Gebiet zur Zeit der sogenannten romanischen Kunst.



Tafel 25:

Durchschnitt der typischen alten Wehrkirche.



Tafel 26:
Blick in das Mittelgeschoß der Österlarskirche auf Bornholm.

3. Der Charakter der Bornholmer Rundkirchen

Die Christianisierung des Nordens nahm im allgemeinen den Verlauf, daß man, ehe der Norden zu verchristlichen war, sich zu einer Germanisierung der Kirche entschließen mußte. Für diese Übergangszeit finden wir in der gesamten Kunstgeschichte kaum bessere Erläuterungen, als im Charakter der Bornholmer Rundkirchen. Wenn wir heute bei einer flüchtigen Besichtigung den Eindruck eines vorwiegend kirchlichen Bauwerks bekommen, so liegt das an den vielen Umgestaltungen, die eben nur das Untergeschoß gelten ließen, den wehrhaften Charakter der Dachform völlig vernichteten, und das Mittelgeschoß (das zum Teil wie eine Bodenkammer für Gerümpel behandelt wird) nur noch wie ein rudimentäres Organ mit sich führen. Den Erbauern dieser Türme waren die drei Stockwerke gleichwertig, das Ganze war ein einheitlicher Organismus, zu

Kriegszeiten eine sichere Fluchtburg, die gleichzeitig Arsenal und Schatzhaus war, zu Friedenszeiten aber eine Stätte des Kultus.

Wir müssen uns hier mit einem Vorurteil auseinandersetzen, das den Wehrcharakter der Rundkirchen aus den oft stürmischen Zeiten der Einführung des Christentums heraus erklären will. Dieses Vorurteil war nur so möglich, daß man den innigen Zusammenhang zwischen den Rundkirchen und den vorgeschichtlichen Fluchtburgen zyklopischer Bauart nicht erkannte. Die Zusammenhänge sind hier nun nachgewiesen, und damit dürfte auch die durchaus willkürliche Deutung erledigt sein, die den Bau der Rundkirchen mit der endgültigen Einführung des Christentums auf Bornholm gleichsetzt, also die Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert annimmt.

Daß auch die Rundkirchen im Mittelpunkt eines reinen, nordischen Sonnenkultus standen, dafür haben wir Beweise auch außerhalb Bornholms. Von einer — allerdings nur einstöckigen — Rundkirche in Schweden, der Solnakirche bei Stockholm, behauptet

eine bestimmte Überlieferung, in vorchristlicher Zeit sei sie dem Sonnenkultus geweiht gewesen. Noch heute trägt die Turmspitze eine vergoldete Sonne, und der Name der Kirche selbst (sol schwedisch — Sonne) hält alte Erinnerungen fest. Ferner macht Laske aufmerksam darauf, daß „die Tempelherren bei ihrer Auflösung durch Philipp IV. (13. Oktober 1307) und Papst Klemens V. (22. März 1312) der Verleugnung Christi und des Sonnenkultus bezichtigt wurden. Auch sie hatten sich für ihre philosophischen Religionsübungen kleine Rundkirchen erbaut." Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang schließlich eine kleine Rundkapelle, die einst auf dem Odilienberg im Elsaß stand. Sie war gebildet aus sechs megalithischen Steinsäulen, die überdacht waren, stand also den Cromlechs und nordischen Sonnentempeln noch ganz nahe. Im Jahre 1733 war dieser „Heidentempel", wie das Volk ihn nannte, noch erhalten. Die Christianisierung durch den Bischof Leodegar von Autun im Frühmittelalter hatte ihn vor der Zerstörungs-

wut der Kirche geschützt (Forrer, „Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Alter tümer", Berlin-Stuttgart 1907). In der Nähe des einstigen Standortes fanden Scheuermann und Forrer die Teile eines Tempelmodells, das in seiner Wiederherstellung — Forrer gibt das Bild — sich als vierfacher Cromlech erweist von noch ursprünglicherem Charakter als Stonehenge.

Lange, sehr lange hat es gedauert, ehe man die Bornholmer Rundkirchen umwandeln konnte in reine Gotteshäuser. Noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts kam man von den Gehöften in den Turmhallen zusammen zu Waffenübungen, beriet gemeinsame Angelegenheiten, schlichtete Händel und saß zu Gericht.

Diese ganze germanische Welt ging unter. Kirchen, rein christliche Kirchen sind die Rundtürme geworden. Und dennoch, erblickt man sie vom Meer aus, diese uralten Höhenbauten in ihrer stolzen und trotzigen Schönheit, dann scheint noch immer etwas von ihrer alten Art lebendig.



Fünftes Kapitel

Europa und der Orient



I. Die Chronologie

Europa und der Orient: die Zusammenstellung beider Begriffe in dieser Ordnung wirkt heute wie ein falscher Tonfall. Die Folge „Orient und Europa" klingt uns geläufiger. Von Kind auf sind wir angehalten worden, an das ehrwürdige Alter des Morgenlandes zu glauben und an eine verschwindend kurze Zeit, in der auch das Abendland der Kultur etwas war. Der Irrtum hat eine Geschichte von Jahrhunderten. Die Klosterschule des Mittelalters, von Rom, dem orientalisierten Rom aus geleitet, hat ihn in ein System gebracht. Mit so alt ererbten Irrlehren hat man einen schweren Stand. Es hat unendliche Mühe gekostet, das allgemeine Urteil auf die gröbsten Widersprüche der Lehre Orient-Europa

hinzuweisen: es wird nicht weniger Mühe machen, der Wahrheit Europa-Orient zum vollen Siege zu verhelfen.

Gottlob, daß mindestens die erste Position gewonnen wurde! Wenn es in dem Chaos der Umwertung aller Werte, das heute den Geschichtsschreiber umwirbelt, eine Erkenntnis gibt, die beherrschend hervortritt, so ist es die: daß man früher das Alter der südlichen und östlichen Kulturen unglaublich über-, und das der europäischen Kultur entsprechend unterschätzt hatte.

Was ist geblieben vom Alter der asiatischen Kulturen, seitdem die naturwissenschaftliche Geschichtsmethode die philosophische ein wenig in Aufsicht nahm! Klar wurde zunächst, daß China über den erdichteten Märchenreichtum an Jahrtausenden nicht verfügte. Dieser äußerste Osten, soviel war sicher, hatte alle entscheidenden Anregungen vom Westen übernommen. Bis in die Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends mochte die chinesische Kulturgeschichte zurückgehen, weiter bestimmt nicht.

Dasselbe Alter konnte man den in Asien wirken-

den indogermanischen Kulturen zugestehen. Deren Alter war freilich auch früher nie stark überschätzt worden. Wichtig war auf diesem besonderen Gebiet nur der mit immer stärkeren Gründen herausgearbeitete Beweis, daß die indogermanische Bewegung von allem Anfang an eine rein germanoindische gewesen war. Nicht der berühmte sagenhafte Zug nach Westen, sondern Züge vom fernen Nordwesten hatten hier die Grundlagen aller Kultur geschaffen. Europa war das Stammland. Von ihm ging in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends die große Bewegung aus, die so weite Gebiete Asiens kolonisierte.

So blieben schließlich nur die beiden alten Märchenländer übrig, mit dem jede rechtschaffene Kultur- und Kunstgeschichte ihre Betrachtungen eröffnete: Babylon und Ägypten. Aber auch bei ihnen mußte man sich nur mit kleineren Zahlen bescheiden. Die Zeit um 2900 v. Chr. war das Äußerste, was eine gewissenhafte Geschichtsforschung für Babylonien errechnen konnte. Noch nicht das 4. Jahrtausend also war erreicht. Und wenn dieses Datum von

den Ägyptologen überholt werden konnte, so verdankten sie das nicht ihren Quellenforschungen, sondern nur den Berechnungen der Astronomen. Aus ihnen glaubt man den Schluß ziehen zu dürfen, daß im Jahr 4241 v. Chr. in Ägypten eine regelrechte Kalenderberechnung eingeführt wurde. Dieses Datum indessen weist in ein rein vorgeschichtliches Ägypten, und nur die Arbeit der Prähistoriker vermag es — was bisher noch nicht geschah — mit Kulturgedanken und -werken zu bevölkern.

Man sieht, die südlichen und östlichen Kulturen sind für die Wissenschaft stark zusammengeschrumpft. Je näher aber hier die Dinge aneinanderrücken, um so breiter dehnte sich die Vor- und Urgeschichte Europas aus. Für die klassischen Archäologen, die sich mit dem Norden noch immer nicht gern befaßten, fiel das am stärksten auf bei den Kulturen der Ägäa. Wohl der lehrreichste Fall war ihnen Kreta. Nach Evans unterscheiden wir bei Kreta die drei Hauptschichten der früh-, mittel- und spätminoischen Zeit. Die Mittelepoche war den Historiken noch gut er-

reichbar. Durch die Parallelisierung ihrer Funde mit den entsprechenden ägyptischen konnten sie als ungefähre Grenze nach der Vergangenheit das Jahr 2500 v. Chr. feststellen. Unterhalb dieser mittelminoischen Zone nun haben wir die frühminoische. Und die Zeugnisse dieser frühminoischen Zeit sind erhalten in einer rein neolithischen Fundschicht von nicht weniger als sechseinhalb Metern. Eine Schicht von solcher Mächtigkeit lagert sich ganz gewiß nicht in wenigen Jahrhunderten ab. Weit, weit über die äußersten Kulturgrenzen Ägyptens führt uns das hinaus.

Wenn nun aber der Charakter des frühminoischen Neolithikums uns so entschieden auf den europäischen Norden verweist und alle Verbindungen zum Süden und Osten aufhören: was hindert uns dann noch, endlich einmal entschlossen mit dem Schulglauben aufzuräumen, daß die ganze relative Chronologie unserer eigenen Vorgeschichte nur durch die Beziehung zu Ägypten in eine absolute umzusetzen sei?

Nun, es ist klar, was uns heute noch immer

daran hindert: nichts anderes, als die bangen Zweifel, ob denn wirklich unser Neolithikum so alt sei, als es die genaue Untersuchung der Fundschichten anzunehmen erfordert. Man hat sich nur schwer an die Vorstellung gewöhnt, daß Ägypten und Babylon eine vergleichsweise junge Kulturgeschichte haben — und man gewöhnt sich noch schwerer an die Vorstellung einer um Jahrtausende älteren Geschichte Europas.

Für die zeitlichen Abschätzungen bei unserer gesamten Ur- und Vorgeschichte recht bezeichnend ist ein kleines Zwischenspiel, das sich vor einigen Jahrzehnten ereignete. Der berühmte Schädel im Neandertal bei Düsseldorf war gefunden worden, und es galt, sein ungefähres Alter zu bestimmen. Ein Kosak aus napoleonischer Zeit sei hier verwest — das war die erste Antwort, die von der staatlich vertretenen Wissenschaft abgegeben wurde. Ein kleiner Roman des einstigen Schädelträgers, der von seinen angeborenen Körperfehlern, seinen Krankheiten und Mißgeschicken berichtete, mußte zusammengedichtet

werden, um die anatomischen Merkwürdigkeiten des Schädels von Fall zu Fall zu erklären. Dann entschloß man sich, zurückzugehen bis zur Merowingerzeit. Mehr konnte nicht zugestanden werden. Erst eine Anzahl neuer Funde mußte hinzukommen (der zweite allein genügte nicht, das war die „Duplizität der Fälle"!), Funde aus geologisch ganz klar bestimmbaren Schichten, ehe man zugab: der vermeintliche Kosak in der Napoleonepoche hatte gelebt in — der zweiten Zwischeneiszeit!

Hält diese kleine Geschichte nicht allen Schul- und Hochschuldatierungen unserer Urgeschichte den Spiegel vor? In wenigen Jahrhunderten vorchristlicher Zeit hatte man geglaubt, die bekannten drei Perioden des Stein-, Bronze- und Eisenalters unterbringen zu können. Es entsprach etwa dem Napoleondatum. Als man dann lernte, von der großen Steinzeit eine ältere und eine jüngere abzugliedern und die reichen Entwicklungsunterschiede aller Perioden wahrnahm, wurden aus den Jahrhunderten freilich Jahrtausende. Aber daß Ägypten überholt sein könne, das wollte

keiner zugeben. Vorüber auch das. Wir brauchen nicht zurückzugehen in das Ursteinzeitalter oder Eolithikum, das von der älteren Steinzeit oder dem Paläolithikum abgegrenzt werden mußte, ja nicht einmal die fast geologisch weite Spanne dieser älteren Steinzeit selbst zu berücksichtigen: mit dem ersten Stadium des Neolithikums ist das geschichtliche Ägypten längst überholt und die Wahrheit Europa-Orient erwiesen.

Nun freilich stellt sich jedem, der zum erstenmale über diese Dinge kommt, eine Schwierigkeit in den Weg, die auch beim besten Willen nicht zu nehmen scheint. Man kann es nicht begreifen, daß Europa in soviel Jahrtausenden eine so ärmliche Entwicklung durchgemacht haben soll, wie sie uns jede vorgeschichtliche Sammlung zeigt, und ebensowenig, wie diese ärmliche Kultur es bei ihren Kolonisationen im Süden und Osten zu so schnell reifenden Ernten gebracht haben soll.

Dem entgegenzuhalten ist zunächst das Folgende. Schuchhardt macht in dem erwähnten Aufsatz die

sehr richtige Bemerkung: im nordischen Mittelalter (8. bis 10. Jahrhundert) begegneten wir Zuständen, die genau denen Griechenlands zweitausend Jahre vorher entsprächen; die ältesten Zustände Griechenlands liefen denen Norddeutschlands parallel.

Diese Gleichung ist zu erweitern: Norddeutschland verhält sich zu Griechenland genau, wie Europa zum Orient.

Europa hat sein eigenes Tempo der Entwicklung gehabt, und der Orient ebenso. Die langsame Stetigkeit ist jenem, das hastig sich Überstürzende diesem zu eigen. Das löst alle Widersprüche. Wären die Verbindungswege Europa-Orient immer nur ostwestlicher Richtung gewesen, so wäre es einfach unerklärlich, wie die europäische Uhr solange in zivilisatorischer und technischer Beziehung um Jahrhunderte, ja Jahrtausende nachgehen konnte.

Auch das ist ja einer der Irrtümer, mit denen wir großgeworden sind: die orientalischen Kulturen seien nicht nur viel, viel älter als unsere eigene, sondern auch durch die Stetigkeit und Sicherheit ihrer

Entwicklung ausgezeichnet. Das Gegenteil trifft zu. Verglichen mit dem ehrwürdigen Alter Europas, haben alle orientalischen Länder nur Kulturen von gestern aufzuweisen. In langsamer Stetigkeit hat nur Europa sich weiterentwickelt, während der Süden und Osten, dessen Kulturen so plötzlich emporschossen, auch das schlimme Los alles Frühreifen erfahren mußten: früh welk zu werden.

Das wäre zunächst zum Verständnis anzumerken. Des weiteren aber ist zu betonen, daß die Art, wie in unseren Museen das Volk belehrt wird über seine Vorgeschichte, so irreführend ist, wie es eine vom wildesten Orientalismus verblendete Wissenschaft nur ausdenken kann. Eine gedankenlose Materialeinteilung liegt noch immer den Anordnungen zugrunde. Ich habe den Nachweis gegeben, daß wir statt einer Linnéschen Klassifizierung, wie sie das „Dreiperiodensystem" mit seiner Materialeinteilung bringt, längst eine Entwicklungsdarstellung haben könnten, und habe ferner zur Ermüdung oft auseinandergesetzt, wie anschaulich und allem Volk verständlich diese

Kulturgeschichte in einem nordischen Freilichtmuseum zu lehren wäre. Wann wird man sich endlich entschließen, dem Volk nicht länger eine Geschichtsauffassung vorzuenthalten, die ihm die Wahrheit bietet und Begeisterung verleiht dazu?!

Soviel zur Frage Europa und der Orient im allgemeinen. Und nun zur besonderen Frage des Germanischen.

2. Ein pangermanisches Europa der Vorzeit

Die Frage, wann die Germanen in die Weltgeschichte eingetreten sind, hat dieselben wissenschaftlichen Wandlungen durchgemacht wie die europäische Prähistorie überhaupt. Sie zwang den Forscher, in immer tiefere historische Schichten hinabzusteigen. Jenseits der römischen Geschichte, in die sie hin und wieder störend eingriffen, vermochte man anfangs Germanen überhaupt nicht geschichtlich klar zu sehen. Wirklich welthistorisch bedeutend wähnte man sie erst von

der frühmittelalterlichen Völkerwanderung an. Dann kamen die Arbeiten der indogermanischen Forscher und die entscheidende Einsicht, daß in Europa und nicht im Orient die Urheimat des germanischen Kernvolks zu suchen sei, das sich verästelte in die verschiedenen Zweige des „Indogermanischen". Damit war eine eigene europäisch-germanische Kultur anerkannt, die beim Beginn unserer Zeitrechnung bereits 2 bis 3000 Jahre alt war. Endlich dann die Erkenntnis, daß die ganze neolithische Kultur Europas germanischen Charakter trug, und daß mit der Verbreitung der Megalithen das bereits Ereignis geworden war, was man so gern als den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte bezeichnet.

Die Vorstellung eines pangermanischen Europas der Vorgeschichte hat sicher nichts Befremdendes, wenn wir uns erinnern, daß im hellsten Licht der Geschichte, vom 6. Jahrhundert an, ein pangermanisches Europa Ereignis war. Immer wieder hat die germanische Expansionskraft sich Raum geschaffen

in Zügen vom Norden, deren Stoßkraft, wie sie vom Mittelalter zur Gegenwart sich abschwächt, so vom Mittelalter nach der Vergangenheit zu ohne Zweifel gewaltiger war. Die Gleichung: europäisch-germanisch macht also die geringsten Schwierigkeiten.

Aber ein anderes Bedenken macht sich geltend, wenn wir den Charakter des vorgeschichtlich pangermanischen Europas beurteilen nach den Äußerungen der monumentalen Kunst. Die ältesten Werke germanischer Monumentalkunst, die wir betrachteten, und deren Einheitlichkeit hier nachgewiesen wurde, sind ausschließlich in Stein gedacht. Nun aber ist uns allen bekannt eine weitere, gleich umfangreiche Gruppe von Bauwerken, die sich stilistisch auf das allerstärkste von den geschilderten unterscheiden, und die mit derselben unerbittlichen Konsequenz wie diese alle Folgerungen einer reinen Holzbaukunst ziehen. Das nordische Blockhaus und der nordische Stabur, die verschiedenen Formen der deutschen Bauernhäuser, der Griechentempel, und welche Abarten die Indogermanen aus den gegebenen Voraussetzungen im

Orient herleiteten: alles das ist auch germanische Kunst, und alles das unterscheidet sich aufs unzweideutigste von den germanischen Steinbauten.

Wie ist der Widerspruch zu deuten?

Wir werden gut tun, zunächst uns einmal Klarheit zu schaffen über die Landschaftsbilder, in die sich die Bauten der ersten wie der zweiten Gruppe einfügen. Aus ganz bestimmt charakterisierten Landschaftsbildern wächst jede tüchtige Baukunst ja organisch hervor. Da ist es denn sehr wertvoll, zuvörderst festzustellen, daß alle von uns betrachteten Steinwerke mit größter Entschiedenheit auf meernahe Landschaften hindeuten. Freie Küsten, mit Klippen und Schären, umspannt vom weiten Bannkreis des Horizontes: das ist die eigentliche Umwelt. Daß man das Gestein der Küste gar nicht, oder nur ganz oberflächlich bearbeitete, das läßt die Megalithen — um diese eine Gruppe zu wählen — sich so wundervoll und stilrein einfügen in das weite Gesamtbild.

Nicht weniger organisch aber als die Anpassung

der in Stein gedachten Bauten an die Küstenlandschaft, ist die Anpassung der in Holz gedachten an den Wald. Noch in den spätesten Umwandlungen ihrer Grundformen zeigt sich das. Wir haben eine solche späte Umwandlung im Griechentempel. Ein heiliger Hain umgibt für unser Empfinden noch die letzten wirklich hellenischen Marmortempel. Der Hain ist licht, das Schattennetz, das er über die Bildnerwerke streift, hat weite Maschen. Aber denken wir der älteren, noch nicht rings von Säulen umstandenen Tempel, die so viel stärker an die ursprünglichen Holzbauten erinnern, so wird der Hain zum Wald. Und gehen wir gar zurück auf das älteste Bild, das Blockhaus, das einmal Modell war, so umrauscht es uns wie Urwald. In den Zyklopenbauten sind die Irrblöcke der Küste nicht besser verarbeitet, als beim Blockhaus die Urwaldstämme. Das schafft die einheitlichen Bilder hier wie dort.

Küstenbauten auf der einen, und Binnenlandbauten auf der andern Seite: das ist der Kernunterschied der beiden monumentalen Kunstarten, die wir in

ihren Grundelementen als vorgeschichtlich germanische ansprechen müssen. Nun entsinnen wir uns der geographischen Völkerscheide zwischen dem Süden und Norden Europas, der undurchdringlichen Wald- und Sumpfzone, deren absondernde Kraft die nach Norden Gezogenen so lange von denen im Süden getrennt hielt. Ist es da nicht von vornherein wahrscheinlich, daß diese Völkerscheide am stärksten im Landinnern wirken mußte, mit anderen Worten, daß die Verbindung zwischen Nord und Süd am ehesten wieder hergestellt wurde durch Völker- und Rassenwanderungen, die zunächst mit dem weiten Umweg an der Küste entlang sich zufrieden gaben?

Wenn diese Ansicht den Tatsachen entspricht, dann muß zweierlei nachweisbar sein. Erstens: daß die Kunst der steinbauenden Germanen älter ist als die der holzbauenden; und zweitens: daß die Vermittlung in jenem Fall von der Küste aus, in diesem aber querüberland vollzogen wurde.

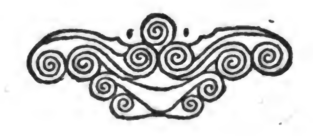
Nun, unsere Ansicht besteht die beiden geforderten Proben in der glänzendsten Weise. Das germanische

Ausstrahlungsgebiet ist beide Male der skandinavisch-norddeutsche Kulturkreis. Die steinbauenden älteren Germanen, deren Weg abgesteckt ist in den Megalithen, wählten die Küstenverbindung, und nur wo Flußläufe die Möglichkeit dazu boten, drangen sie auch tiefer ins Land. Die späteren Völkerschwärme der holzbauenden Germanen, die sich decken mit den in der Wissenschaft als indogermanisch bezeichneten, schlugen im Osten Europas den Weg über das Festland ein. Es ist nur folgerichtig, daß der „Hiatus", die Lücke zwischen älterer und jüngerer Steinzeit, in Innereuropa stärker klafft als an der Küste, wo wir in der Verbreitung der Muschelhaufen von Skandinavien zum Mittelmeer schon in den ersten Abschnitten des Neolithikums eine Vermittelung haben zwischen Norden und Süden. Sie geben Kunde von den ersten Eroberungszügen der germanischen Edelrasse, die in das breite und tropisch vielgestaltige Rassenchaos des Südens und Ostens eintauchte, oder vielmehr es überzog mit der Oberschicht einer herrschenden Kaste.

Legen wir einem Kunsthistoriker eine Reihe von Abbildungen vor nach Steinsetzungen, Cromlechs, nordischen Sonnentempeln, und fragen wir ihn, welches Stilgefühl in alledem sich kundgebe, so lautet seine unbedenkliche Antwort: von allen bekannten geschichtlicher Zeit am ehesten das romanische. Und in der Tat ist der Zusammenhang der späten romanischen Kunst mit der der Seewanderer, aus der sie hervorgegangen ist (das „Römische" und „Keltische" bilden die Zwischenglieder) Schritt für Schritt zu erweisen. Die in der Kunstgeschichte unter den Namen Romanisch und Germanisch bekannten Gegensätze sind uralt. In der hellenischen Vorgeschichte sehen wir den Stil der Seefahrer und Landwanderer besonders hart miteinander ringen. Mykene ist ganz „romanischer", der Dipylonstil ganz „germanischer" Art.

Diese knappen Andeutungen über das im engeren Sinn Germanische und über die Rasseneinheit der Völker, denen wir die Kunst des See- wie des Landwanderstils verdanken, müssen hier genügen. In meinen Büchern „die Erde in der Zeit des Menschen"

und „der Zug von Norden" (Jena und Leipzig 1904 und 1906) habe ich Genaueres gegeben. Das vorliegende Buch will nur die älteste germanische Monumentalkunst behandeln, und so müssen seine Ausführungen sich beschränken auf die Steinbaukunst und die zyklopischen Werke der Küsten und Ufer, deren stolze Hauptformen wir an uns vorüberziehen ließen.





Inhaltsverzeichnis





Der Werdandibund

(Nr. 737 des Vereinsregisters Berlin-Mitte)

Die Mitgliedschaft kann während des ganzen Jahres erworben werden. Erschienenes wird nachgeliefert. Das Vereinsjahr beginnt am 1. Januar.

Die Mitgliedschaft ist bei der

Geschäftsstelle Berlin-Friedenau, Kaiserallee 108

oder durch die **Geschäftsstelle Leipzig, Keilstraße 6**

zu beantragen. Ein besonderes Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Der Jahresbeitrag ist für ordentliche Mitglieder Liste A: M. 16.—, für ordentliche Mitglieder Liste B: halbjährlich M. 3.—.

Die Mitglieder Liste A erhalten während des Jahres abwechselnd sechs Bücher von dem Umfange des vorliegenden und sechs Hefte der Zeitschrift „Werdandi".

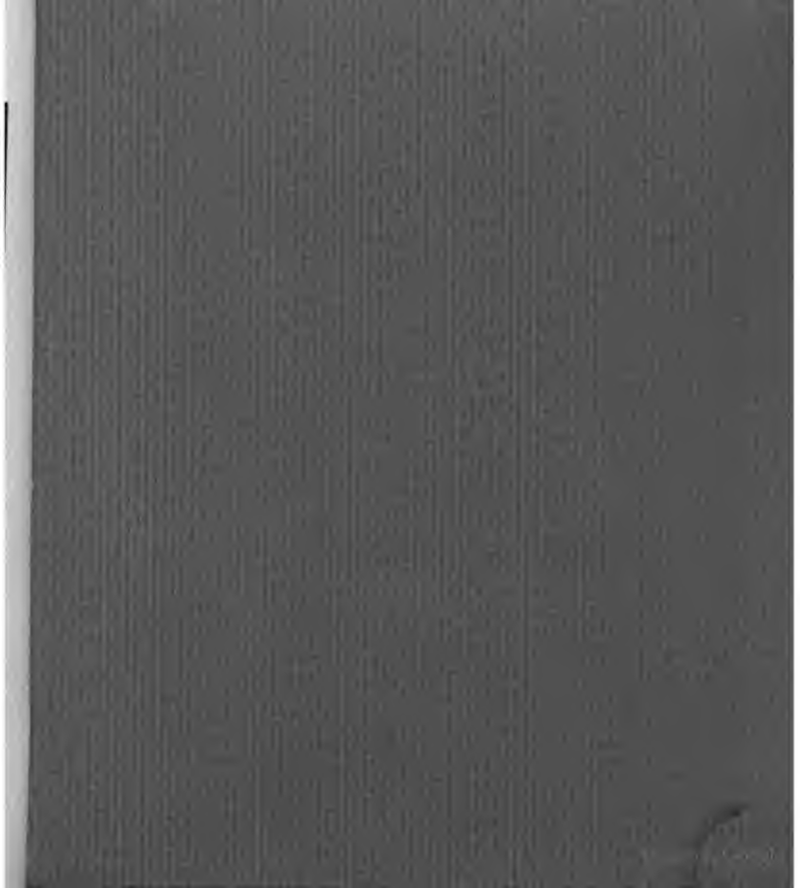
Die Mitglieder Liste B erhalten in jedem zweiten Monat ein Heft der Zeitschrift „Werdandi".

In mehreren Städten bestehen bereits besondere Werdandikreise aller daselbst ansässigen ordentlichen Mitglieder. Diese Kreise veranstalten im Geiste des Werdandigedankens Kunstabende, Vorträge, Wanderungen, Atelierbesichtigungen, Aufführungen usw., auch unterstützen sie das Schrifttum des Bundes.

Alle Ämter des Bundes sind unbesoldete Ehrenämter. Die Berufung eines Mitgliedes in den ständigen Rat wird vom Vorstande vollzogen.

Wer einen einmaligen Beitrag von M. 1000 zahlt, ist von allen weiteren Beiträgen befreit und wird in der Liste als Gönner geführt; wer jährlich M. 100 leistet, wird als Förderer aufgeführt.

Kein Mitglied des Bundes haftet über den einmal gezahlten Beitrag hinaus für die Unternehmungen des Bundes. Der Austritt kann nur zum 1. Januar jeden Jahres erfolgen, wenn spätestens ein Vierteljahr vorher eine dahingehende schriftliche Erklärung bei der Geschäftsstelle erfolgte.




Princeton University Library
32101 067698439

